

Memoiren: „*Als die Bäume noch groß waren, als ich noch unterm Tisch spazierte*“.

## Erinnerungen von Artur Stab<sup>1</sup>

Meine frühesten Lebensbilder, die mir bis jetzt noch vor Augen sind, stammen aus meiner Kleinkindheit. Immer, wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, sehe ich mich im weichen, warmen Federbrett, auf der linken Seite an der Wand liegend, am Teppich Bilder lesen. Ich hatte hohes Fieber und mein Köpfchen war immer im Taumel. Eines Morgens war mein Fieber vorbei. Ich sah meine Umgebung in Wirklichkeit. Aber als ich aufstehen wollte, konnte ich weder gehen noch stehen. Es vergingen ein paar Tage bis ich wieder gehen gelernt hatte.

Ein anderer Moment: Man hob mich aus meiner Wiege. Ich erwachte und sah bei düsterem Lampenschein eine Frauenfigur in schwarzem Kleid sich im Zimmer bewegen. Jemand hob mich aus der Hängeschaukelwiege und legte mich in ein anderes Bett, das auf dem Herd errichtet war. Erst als es Tag wurde und ich ausgeschlafen hatte, sah ich, dass Mama krank war und im Bett lag, dass mein Brüderchen meine Schlafstelle eingenommen hatte. Man sagte mir, ich sei ja schon groß und könnte schon im großen Bett schlafen.

Es war einmal an einem schönen Julitag. Es soll im Sommer 1924 gewesen sein, wie meine Eltern später behaupteten. Also, ich war noch nicht volle drei Jahre alt. Ja, an diesem Samstag saß Papa am Reisighaufen auf einem niedrigen Stühlchen und zerhackte Reisig zu Brennholz. Mama kleidete mir ein neues, weißes Mäntelchen, das sie selbst genäht hatte, an und ließ mich in den Hof zu Papa. Ich spielte hinterm Reisighaufen mit meinem aus Holz geschnitzten Pferdchen. Da kam Mama und brachte mir ein mit Butter und Honig bestrichenes Stückchen Brot. Ich hatte kaum einmal davon abgebissen, da hüpfte ein Huhn hoch (ach, hoch - ich war ja nicht viel höher als ein Huhn) und nahm mir mit dem Schnabel das Brot weg und begann es auf der Erde aufzupicken.

In meiner Überraschung ging ich zum Reisighaufen, nahm eine Rute heraus, ging zum Huhn und mit den Worten „Willst du mir immer noch mein Brot abnehmen?“ schlug ich mit dem Rutschen zu und traf das Huhn auf den Kopf. Das Huhn schrie laut, fiel auf den Rücken und flatterte mit den Flügeln. Ich war selbst erschrocken. Ich wollte ja das Hühnchen nicht totschiagen. Es war Papas Lieblingshühnchen. Es flog auf Papas Schoss, wenn er saß, sogar auf seine Schultern, fraß aus seinen Händen. Und als Papa sah, was da passiert war, vergaß er das Beil hinzulegen und lief, das Beil hoch haltend, auf mich zu. Auf den Hühnerlärm kam Mama auch aus der Tür gerannt und ertappte gerade Papa. Bis Mama und Papa sich fertig „gerauft“ hatten und erklärten, was jeder dachte und tun wollte, sprang das Huhn auf und rannte in den Hintergarten und verschwand in den

---

<sup>1</sup> Воспоминания Артура Штаба впервые были опубликованы с сокращениями в информационно-методическом бюллетене российских немцев Омской области «Культура» в №№ 8-13 за 2005-2007 гг.

Kartoffelsträuchern. Papa, Mama und ich gingen sofort nach, um es zurückzuholen, aber wir fanden es nicht mehr, nicht im Garten, nicht in der Nachbarschaft. Es war für immer verschwunden. Ja, der Körper des Huhns war verschwunden, aber sein Geist nicht. Diese Geschichte wurde oft erzählt und am Ende blieb jedes Mal die Frage: „Wo mag das Hühnchen wohl hingekommen sein?“

Dass dieser Tag der 25. Juni 1925 war, verstand ich erst viel später, als ich etwas vom Kalender verstehen konnte. Es war ein warmer Morgen, die Sonne schien durch einen dünnen Nebelschleier. Nach dem Frühstück nahm mich Mama an der Hand und wir gingen quer durchs Dorf über sechs lange breite Straßen bis wir an ein Ufer kamen. Als wir auf der Bergstraße an dieses Ufer kamen, breitete sich vor uns ein wunderbares Panorama aus. Vor uns lag ein weites und breites Tal. Da waren Wiesen, Wälder und Obstgärten. An jener Seite des Tales war ein hoher langer, von einem Ende der Welt zum anderen sich ausdehnender blauer Berg, hier und da mit Wäldern bedeckt. Dieses Bild erweckte in mir Interesse. Oh, wie groß und schön die Welt doch ist! Was mag es da alles geben? Auf einem Zickzacksteg stiegen wir hinunter und kamen an ein flaches nasses Ufer eines kleinen Gewässers. „Das ist der faule See“, sagte Mama. Da kam auch schon ein Kahn angeschwommen und ich erkannte in dem Ruderer meinen Onkel Friedrich. Es war Papas ältester Bruder und mein Patenonkel. Wir stiegen in den kleinen Kahn und Onkel Friedrich brachte uns über den kleinen See wieder an ein ganz flaches und zumeist mit Schilf bewachsenes Ufer. Als wir so schwammen, schaute ich zurück und sah, wie die Sonne in den Kielwellen spielte. Es bildeten sich hunderte kleine blinkende Sonnchen in einem langen Schleifen uns nacheilend. Ich hatte mir etwas die Augen verblendet, denn es dauerte etliche Minuten bis das Blinken in meinen Augen verschwand.

Am Ufer angekommen, gingen wir in Onkel Friedrichs Obstgarten. Unter den sich von ihrer Last biegenden Ästen der Apfelbäume gingen Mama und ich weiter bis wir auf eine Gartenstraße kamen. Es war das erste Mal, dass ich so dicht mit der Natur zusammen kam. Die schöne Umgebung, die Blumen, das wunderschöne Obst, die Gräser, der Geruch, das Aroma des Bodens und der Gewächse, der Lärm, das Summen der Insekten, das Rauschen der Blätter, das Quaken der Frösche - all das war für mich eine Sinfonie, die in mir noch lange nachklang.

Als wir an ein Gartentor kamen, sagte Mama: „Das ist unser Garten“. Das Tor war ein einfaches „Stangentor“, zwei Pfostchen mit drei Stangen verbunden. Als wir ganz dicht vorbeikamen, sahen wir einen mittelgroßen schwarzen Hund hinterm Tor sitzen. Er reagierte auf unser Ankommen nicht. Als Mama den Ring vom Pfostchen entfernte und das Tor aufschob, schlupfte der Hund an ihr vorbei und trottelte auf dem Pfad des Gässchens fort. Er schaute noch mal zurück, als wolle er sich dafür bedanken, dass Mama ihn herausgelassen hatte. Seltsam, warum der Hund nicht durch die breiten Ritzen zwischen den Torstangen geschlüpft, oder über den nicht allzu hohen Zaun gesprungen war. War er wirklich so edel und wohlerzogen?

Durch die Mitte des Gartens zog ein profilierter Weg, am Ende stand ein Gartenhäuschen aus Holzrumpfen mit Strohdach. An der Tür hing ein Schloss. Mama hatte auch einen Schlüssel, aber sie schloss nicht auf. Mir schien der Garten unendlich

groß. Später, als ich älter war, zählte ich die Bäume. Es waren acht Reihen zu je zehn Bäumen. Der Boden des Gartens war bedeckt mit abgefallenen Äpfeln und Birnen. Mama sagte, diese müssten wir sammeln, ehe sie alle verfaulten. Sie wollte schon einen Korb aus der Hütte hohlen, aber da sagte sie plötzlich, wir müssten schnell nach Hause gehen. „Ich habe mir meinen großen Fußzeh am Torpfählchen so hart gestoßen und der schmerzt jetzt so sehr. Ich muss mich ins Bett legen.“ Wir waren beide barfuss. Es war im Dorf so üblich. Im Sommer wollte keiner mit den Füßen in Stiefeln stecken. Nur an Sonn- und Festtagen duldeten die Menschen das Fußwerk.

Jetzt ging Mama mit mir einen anderen Weg, etwas weiter, aber wir mussten nicht über den See zurück. Zuhause angekommen, ging Mama ins Haus und ich blieb auf der Straße bei den Nachbarsjungen. Wir spielten und rannten noch lange auf der Straße herum. Da kam eine unbekannte Frau vorbei, hielt mich an und fragte: „Artje, wo ist denn deine Mama?“ Ich antworte ihr: "Ja, Mama ist zu Hause. Sie hat sich ins Bett gelegt. Sie hat sich den Fußzehen so arg gestoßen und der schmerzt ihr". Die Frau lachte laut, ging aber ohne etwas dazu zu sagen ihres Weges.

Etwas später kam unsere Dienstmagd und rief mich zum Mittagessen. Jetzt fiel mir erst ein, dass ich hungers und die Mittagszeit schon lange vorbei war. Als ich mich gewaschen hatte, kleidete mir Emilie reine Kleider an und führte mich zu Mama und zeigte mir mein neues Brüderchen, das Kose Wäs Anlis heute gebracht hatte. Kose Wäs Anlis, Frau Annalise Jordan, die allbekannte Hebamme, die mehr als 1.000 Kinder empfangen hatte, bekam ihre Ausbildung von ihrer Mutter, die ebenfalls ihr ganzes Leben Hebamme war, 1932 wurde im Dorf ein Entbindungsheim gestiftet und dieser Frau wurde fortan verboten, Geburtshilfe zu leisten.

1936 passierte im Hussenbacher Entbindungsheim ein großes Unglück. Die Geburtshelferin wurde auf einen Monat zur Erholung in ein Sanatorium geschickt und an ihre Stelle ein alter Arzt-Venerologe angewiesen. Und bei diesem Arzt waren in einem Monat zehn Frauen gestorben. Der Mann hat sich sofort vergiftet. Ich kenne seinen Namen bis heute noch. Er wohnte bei uns in einem Zimmer als Mieter, der Doktor Tschiwtschiuri.

Noch im Sommer 1925 kam ich einmal von der Straße nach Hause, als ich lautes Weinen unseres Dienstmädchens hörte. Sie versteckte sich in einer Scheune und heulte. Ich weiß nicht mehr warum, aber ich schloss die Augen und ahmte das Geschrei nach. Aber was musste ich dabei erfahren: Meine Töne hatten Farben. Verschiedene Töne, verschiedene Farben: rot bei „ooo“, orange bei „ööo“. Rot hatte verschiedene Färbungen, wie violett, purpurn, rosa. So auch grün und blau. Jenes Mal wusste ich die Namen der Farbtöne, wie purpurn, rosa u.s.w. noch nicht. Aber diese Erscheinung begeisterte und fesselte mich. Die nächsten paar Tage tat ich nichts anderes, als Verstecke zu suchen, wo mich keiner stören konnte bei meinem Singen. Aber bald wurde ich zu dieser Farbenmusik gleichgültig, dann vergaß ich ganz davon und nach ein, zwei Jahren verschwand diese Erscheinung ganz.

Noch mal zurück zum Dienstmädchen. Mama erklärte, Milchens Vater wäre gekommen, um seine Tochter abzurufen. Die Mutter sei erkrankt und in der Familie

seien kleine Kinder und kein Verpfleger. Emilie solle kündigen und am Wochenende noch Hause kommen. Und das war für Emilie schwer.

Wir wohnten in einem kleinen, aus hölzernen Rumpfwänden gebauten Häuschen mit Strohdach. Das Häuschen war schon so alt, dass die Decke schon gesteißert werden musste. Wahrscheinlich war das Gebäude nicht abgebrannt, als der große Brand 1893 in Hussenbach tobte. Damals soll das ganze Dorf abgebrannt sein. Nur hie und da wäre ein Gehöft verschont geblieben. Über tausend Gehöfte wurden von den Flammen aufgeleckt. Es soll an einem heißen Julitag gewesen sein, als alle Arbeitsfähigen im Feld bei der Kornernte („Fruchtabmachen“) waren. Da soll eine Frau einen Herd im freien Hof geheizt haben, um heißes Wasser zum Baden zu machen. Da hob sich ein starker Wind und jagte die Kohlchen vom Herd bis auf die Strohdächer und weil der Hof am Ende, eigentlich am Anfang des Dorfes stand, und der Wind zur Dorfmitte wehte, verbreitete sich das Feuer wie Fegfeuer und in ein paar Stunden stand das drei Kilometer lange Dorf in Flammen. Ich kann diesen großen Brand nicht ausführlich beschreiben, denn man hat von diesem großen Elend nur kärglich erzählt. Nur Momente. Zum Beispiel, als am Abend die Viehherde von der Weide kam, war großes Gebrüll. Die Kühe fanden ihre Höfe nicht.

In den ersten Tagen nach dem Brand kamen aus den umliegenden russischen Dörfern Fuhrenzüge mit Kleidung, Essen und anderem nötigen Wesen. Auch Geldsummen wurden an die Gemeinde gesandt. Bis ich das erste Mal von dieser Geschichte etwas erfuhr, waren ja schon mehr als 30 Jahre vergangen und das Dorf war wieder neu aufgebaut. Nur wenn man im Hof oder auf der Straße ein Loch aushob, kamen Kohlereste und Asche unter den Spaten.

Aber die neuen Häuser waren wieder aus Holzstämmen und die meisten Dächer aus Stroh. Vielleicht so an die 50 Ziegelhäuser mit Eisenblechdächern von 1.000 Höfen. Das Dorf hatte eine besondere, regelmäßige Form: Sechs drei Kilometer lange breite, schnurgerade Straßen. Alle zwei Häuser eine Quergasse, so dass ein jedes Wohnhaus auf der Ecke stand. Jedes Wohnhaus musste längs der großen Straße stehen. Bei jedem Wohnhaus war noch eine Sommerküche, das so genannte Backhaus. Die Nachbarsbackhäuser standen Wand an Wand mit den Giebeln zur Straße, in einer Linie mit den Wohnhäusern. Das Backhaus war in zwei Zimmer aufgeteilt. Das vordere Zimmer, ohne Holzdielen, stellte die Küche dar. Darin befanden sich der Backofen, der große Kesselherd und der Küchenherd, alle drei Feuerwesen unter einem großen Schornstein, der sogleich als Räucherammer diente. Das andere Zimmer mit Bretterdielen war das Esszimmer. Aber außer Küchenmöbeln stand da auch eine Schlafbank und wer da Lust hatte, konnte im Sommer darauf schlafen. Im Vorderhof standen die Kornscheune, Pferde- und Kuhställe und der Schober fürs landwirtschaftliche Inventar. Im Hinterhof waren die Stallungen fürs Vieh (Rinde, Schafe, Schweine). Für die Hühner, Gänse und Enten war ein Abteil beim Kuhstall. Aber tagsüber waren sie überall.

Im Zentrum des Dorfes stand die Kirche, ein prächtiges hölzernes Gebäude mit

2.200 Plätzen. Das kolossale Bauwerk wurde von den Flammen so sauber aufgeleckt, denn die Hitze war so groß, dass die eisernen Teilchen verschmolzen. Aber 1903 wurde schon die neue Kirche eingeweiht. Ebenfalls ein wunderbares Bauwerk aus rosafarbenen Ziegeln in neugotischem Stil. Die Baumeister waren aus Holland eingeladen. Die Backsteine wurden in der örtlichen Ziegelbrennerei hergestellt. Alle Hilfsarbeiten verrichteten die Kirchengemeindemitglieder. Die Kirche hatte eine große Turmuhr mit drei Zifferblättern und eine große Orgel, die der Gemeinde von einem Reichen Bürger, Herr Propp (der „Petersburger Propp“) geschenkt wurden. Dafür schenkte die Gemeinde Herrn Propp ein nicht großes Landstück, auf dem Herr Propp einen Obstgarten anlegte und ein Gehöft baute. Aber darüber später...

Die Kirche diente aber nur kaum 30 Jahre. Ich hatte noch das Glück, als achtjähriger Junge mit meinen Eltern dem Kirchendienst an Festtagen beizuwohnen. Ich erinnere mich noch an eine Konfirmation an einem Pfingsttag 1930. Am Vorabend dieses Geschehens wurde vom Schulgebäude über den großen Platz eine künstliche, provisorische Allee errichtet. An beiden Seiten des Weges wurden grüne Birkenäste in die Erde gesteckt, der Pfad vom Gras befreit und mit farbigem Sand bestreut.

Am Morgen des Konfirmationstages versammelten sich die Gäste im Hof der Schule. Um 10 Uhr ging der Zug mit den Konfirmanden zur Kirche. Ganz vorne gingen zwei Kinder, ein Mädchen und ein Junge, mit Blumenkörbchen und streuten Blumen auf den Pfad. Dann gingen die Konfirmanden, 14jährige Mädchen und Jungen, paarweise ein Mädchen und Junge, ein Mädchen und ein Junge. Die Mädchen, in weißen Blusen und schwarzen Röckchen, die Jungen in dunklen Anzügen und weißen Hemden, gingen Hand in Hand. Dann gingen die Lehrer und ganz hinten die Gäste: Eltern, Verwandte. Unter den Konfirmanden waren mein Cousin Friedrich und meine Cousine Lydia Stab.

Vor der Kirche wurden die Konfirmanden von Erwachsenen empfangen und zum Altar geführt. Die Gäste setzten sich in die Bänke zu den schon Wartenden und die Konfirmation begann. In welcher Reihenfolge alles vorging, weiß ich jetzt nicht mehr. Aber ich weiß, dass Herr Pastor Stab an die Konfirmanden Fragen stellte, dass die Kinder das „Vater unser“ beteten, dass den Konfirmanden Konfirmationszeugnisse ausgehändigt wurden, dass die große Orgel spielte und der Kirchenchor Lieder sang. Überhaupt, dass alles schön war.

An Weihnachten 1931 war ich mit meinen Eltern zum letzten Mal in dieser Kirche. 1932 wurde sie von den Bolschewiken geschlossen, das Kreuz herunter genommen und die drei Glocken vom Turm geschmissen. Bei diesem Geschehen waren viele Zuschauer. Es war im Dezember 1932, ein kalter Tag. Die große Glocke ging nicht durch die Fensteröffnung, deshalb wurden Kerben in die Fensterpfosten gehackt. Im nächsten Sommer wurde der Turm ganz abgebaut. Die Balkone im Schiff wurden mit einer Decke vereinigt, so dass daraus ein Stockwerk wurde. Der untere Teil des Schiffes, das Erdgeschoss, wurde verzimmert und auf dem Stock wurde ein Kino und Theatersaal eingerichtet. Der Altar wurde in eine Bühne verwandelt. Jetzt hieß das Gebäude „Kulturpalast“. Da wurden jeden Abend Lichtbilder gezeigt, mit Unterbrechungen auch mal ein Theaterstück aufgeführt, Volksversammlungen und Konzerte und vieles andere

veranstaltet. Das Schicksalsende dieser schönen Kirche ist, dass sie 1975 abgebrannt ist. Nur die starken Wände blieben ganz. Was heute aus den Wänden geworden ist, ist mir unbekannt, denn seit dem 4. September 1941 war ich selbst nie mehr in meinem Heimatdorf.

Im Herbst 1925 überzogen wir aus dem kleinen alten Martinshäuschen (nach dem Beinamen des einstigen Eigentümers dieses Häuschens Martin Schätzel, dessen Frau die Tante meines Vaters war) über die Straße in ein Mietzimmer der Familie Schwab. Die Hausherrin Amalia war eine Nichte meines Vaters. Der älteste Sohn dieser Familie, Heinrich, war mein Altersgenosse. Vielleicht war er ein paar Monate älter als ich und wurde deshalb der Anführer unserer kleinen Kinderschar. Aber er war immer gesinnt, Schabernack zu treiben. Einmal jagten wir junge Gänse und da kam eine junge ganz zu Tode. Da kam der Eigentümer dieser Gänse und brachte die tote Gans. Heinrich hatte sich versteckt. Mein Vater bezahlte die Gans, damit war die Sache erledigt.

Im Dezember 1926 vermietete eine Wirtin ihr Haus und Hof und wir zogen wieder um. Diesmal auf die andere Seite des Dorfes, unten am Berg. Im Dezember war schon Frost bis minus 10 Grad. Wir drei Jungen wurden in den großen Kleiderschrank, der mit dem Rücken auf dem Wagen lag, auf Federdecken gelegt, der Deckel zugemacht und so ging's in die andere Welt. Jetzt hatten wir eine echte große helle Wohnung. Da hatten wir drei Jungen Platz zu toben. Zu Weihnachten gab es ein echter großer Christbaum, geschmückt mit Glasschmuck, echten Äpfeln, Bonbons und wer weiß mit was noch allem. Am Weihnachtsabend brachte man noch fünf Kinder zu uns, zwei Jungs und drei Mädchen. Es waren die Kinder der Freunde unserer Eltern Leis und Kunz.

Als es schon ganz dunkel war, zündete Papa die Kerzen am Tannenbaum an. Ach war das eine Freude, ein Lärm! Da kamen auch schon das Christkind und der Pelznickel. Das Christkind als Engel in weißem Glanz mit einem Korb in der Hand, und der Pelznickel in umgewendetem Schafspelz mit einem Sack in der einen Hand und einer Rute in der anderen. Wir Kinder mussten der Reihe nach Gebete aufsagen und bekamen dafür vom Christkindchen und vom Pelznickel Geschenke. Als die Reihe an den ältesten Jungen Reinhold Leis kam (er war ein Jahr älter als ich), machte dieser Junge Fratzen und gab falsche Antworten, wofür er drei „gute“ Ruten über den Rücken bekam. Erst nachdem er sich bekehrt hatte, bekam er ein Lob und die Geschenke.

Viel später, nach Jahren, verstand ich, dass dieser Fall mit Reinhold ein Theaterspiel war. Es sollte für die anderen ein Zeugnis sein, was mit einem passieren kann, wenn man ungehorsam ist. Obwohl ich an diesem Abend schon mehr als fünf Jahre alt war und verstand, dass dies alles nur ein Spiel war (ich erkannte sogar die Personen der „Himmelsgesandten“), war es für mich doch ein heiliges, schönes unvergessliches Geschehen aus meiner Kindheit. Es gab dann noch etliche feierliche Weihnachtsbäume, aber der erste große war der Unvergesslichste.

Und dann, nach dem Verbot der Kirche, wurden die Weihnachtsfeiern verfolgt, wenn auch nicht öffentlich verboten. Die Kirche war für die Bevölkerung ein bedeutendes Kulturzentrum. In der Kirche existierte ein großer Chor, geleitet vom Schulmeister. Alle Schulmeister hatten außer einer theologischen auch eine musikalische Ausbildung. Der

Chor bestand aus 30 Personen, Jungen und Mädchen, Männern und Frauen. Außer den Kirchenliedern wurden klassische Werke eingeübt. Sehr verbreitet war auch der Gassengesang. Sonnabends und Sonntagabends sammelten sich Jungen, auch verheiratete junge Männer, auf den Straßen und sangen Volkslieder, gewöhnlich lustige, humorvolle Lieder, vierstimmig. Da gab es berühmte Tenors, wie Philipp Suppes („s Drehers Philippche“) oder Bässe, wie Uffelmann Johann-Georg und viele andere. Es wurden sogar Meisterschaften zwischen Sängergruppen veranstaltet, spontan an Abenden bei Mondenschein und freien Zeiten, wenn es keine schwere Feldarbeit gab. Wenn eine Gruppe ihr Lied zu Ende gesungen hatte, fiel die andere ein. Den Sieg erwarb die Gruppe, die am meisten Lieder singen konnte.

Die Mädchen und Frauen sangen nur an Wintertagen beim „Spulengehen“. An einem Werktag kamen zu einer bestimmten Familie eine Gruppe von Mädchen und Frauen (fünf bis zehn Personen) mit Handwerk wie Spinnrad, Stickstrumpf und Häkelei. Nach dem Empfang setzten sich die Gäste im Kreis in die Gaststube und begannen ihre Arbeit. Zuerst wurden die Neuigkeiten beurteilt, dann wurde gesungen. Da gibt's meistens Kirchen- und Heimatlieder. Um 12 Uhr hatte die Hausherrin das Mittagessen fertig und eine Stunde wurde an der Tafel verbracht. Dann ging es wieder von neuem an die Werkarbeit. Um 6 Uhr gab es Abendbrot. Um 8 Uhr kamen die Männer um ihre Frauen, Mütter, Töchter abzuholen. Manchmal war auch ein Bursche dabei, der seine Braut abholte. Da breiteten die Männer ihre Schafpelze im Kreis auf die Bohlen aus, setzten und legten sich darauf und das Singen und Scherzen begann. Noch vor 10 Uhr, beim Ankleiden und Zusammenräumen, wurde verabredet, zu wem sie in der nächsten Woche zu Gast kommen würden. Die Hausherrn begleiteten die Gäste bis an die Schlitten, halfen beim Aufsteigen und sagten: „Guten Rutsch! Kommt bald wieder“.

Warum ich das weiß? Ach, zu uns kamen die Gäste nur zu gerne. Und unsere Verwandtschaft war sehr groß. Papa hatte fünf verheiratete Schwestern und drei Brüder mit großen Familien. Nur ein Bruder und eine Schwester mit ihren vielzahligen Familienmitgliedern wohnte in Ufa, Baschkirien. Onkel Jakob habe ich auch nicht zu sehen bekommen. 1934 wurde er repressiert, weil er am Flüsschen Ufimka eine kleine Wassermühle gebaut hatte und als Kulake angesehen wurde. Im Kerker starb er.

Im Dorf gab es drei Schulgebäude zu je vier Klassenzimmern. Die Schule funktionierte in zwei Schichten. Also 24 Klassen am Tag zu 40 Schüler in der Klasse. Bis 1920 war die Schule eine Vierklassenschule (eine so genannte Anfangsschule). Weil diese nicht obligatorisch war, hatten viele Eltern ihre Kinder die Schule nicht absolvieren lassen, besonders die Mädchen. Da hieß es, am Kessel stehen genügt: "Die Bibel kannst du lesen und das reicht schon". Aber begabte Kinder wurden in höhere Schulen in die Städte gebracht.

Die Hauptbeschäftigung der Einwohner war die Bauerei (Landwirtschaft mit Viehzucht). Das ganze Land war Gemeindegut und wurde alle zehn Jahre umverteilt. Landanteil hatten nur die männlichen Personen. Wer mehr männliche Familienmitglieder hatte, hatte auch mehr Land, war also reicher. Aber immer war das nicht so. Als die Deutschen 1765 das Wolgaland besiedelten, wurde das Nutzland an alle

Familienmitglieder gleich verteilt. Die deutsche Bevölkerung vermehrte sich sehr und deshalb gab es Mangel an Nutzland. Im 19. Jahrhundert kaufte die Hussenbacher Gemeinde vom Nachbargutsbesitzer Morosow etliche Tausende Desjatinen Land. Das hatte die Lage für eine kurze Zeit verbessert. Es wurden Auswege gesucht, um dem Landmangel zu entgehen. Viele Familien reisten nach Amerika aus. Von 1890 an begann mit Hilfe des Staates die Übersiedlung nach Sibirien.

Ein anderer Ausweg war die Entwicklung der Industrie. Es entstanden Weberfabriken, mechanische und holzverarbeitende Werke, Fleischereien und Konditoreien, große Mühlen und vieles andere. Auf jedem Bauernhof gab es außer Walker, alle nötigen Handwerker, wie Schuster, Schneider, Schreiner, Schmiede, Färber u.s.w. Es gab zwei Ölmühlen und zehn Schmieden. Fast in jeder Familie war ein Webstuhl. In den drei langen kalten Wintermonaten verwandelte sich das Wolgadeutsche Gebiet in eine Fabrik zur Herstellung von Kleidung, Möbel und verschiedenem Inventar. Die produzierten Waren reichten nicht nur für den eigenen Gebrauch, sondern wurden auch auf den „Außenmarkt“ (d.h. auf den Markt in den umliegenden großen russischen Siedlungen) gebracht. Hussenbach war berühmt für seine Spinnräder, Wagen, Butterstößer und Butterfässer.

Hussenbach hatte eine günstige geographische Lage. Es gab viel fruchtbares Land, Wiesenland und Wald. Der Fluss Medwediza bildete eine 15 Kilometer lange Grenze. Einen Obstgarten hatte fast jede Familie. Das getrocknete Obst gehörte unbedingt zum Wintervorrat. Außerdem gab es noch ein wichtiges Lebensmittel, das „Süßchen“. Einkochter Rübensaft wurde in verschiedenen Dörfern verschieden genannt. Bei uns „Süßchen“, in einem Nachbardsdorf „Latwerge“, im anderen „Schlecksel“, im dritten Sirup, anderswo Saft. Das Herstellen dieses Produktes war jedes Jahr ein großes Geschehen.

Im Oktober begann das so genannte „Süßchenkochen“ oder die „Süßchenjagd“. Einige Familien aus einer Ecke (Nachbarschaft) bauten am Ufer einen Herd mit mindestens zwei großen Kesseln, einen tiefen für die Rübenstücke und einen flachen für den Saft. Eine Gruppe Frauen wusch und schabte die Rüben, zwei waren beim Kochen. Die Männer verrichteten den Transport, brachten Brandholz bei, heizten, drehten die Presse u.s.w. Im großen Kessel wurden die Rüben gekocht, mit dem Stößel zerkleinert. Dann kamen sie in die Presse. Im flachen Kessel wurde dann der Saft gesüdet bis er sich in eine halbsteife Flüssigkeit verwandelte. Dieses Treiben dauerte bis zu zwei Wochen, Tag und Nacht. Es war eine ermüdende Arbeit, weil man wenig zum Schlafen kam. Dennoch war es sehr lustig und interessant, denn es kamen alle zusammen. Da wurde gesungen und gescherzt. Und wenn das erste Süßchen fertig war, wurde es in einer Runde mit einem Stück guten frisch gebackenem Brot probiert.

Im Oktober waren die Nächte freilich noch warm, aber sehr dunkel, und wenn man einmal des Nachts eine Meile vom Ufer war und zurückschaute, so schien es, als wenn das zwei Kilometer lange Ufer eine Lichtergirlande wäre. Denn bei jedem Herd brannte eine Laterne, und Herde gab es Hunderte. Das Süßchen ersetzte den Zucker und es war fast zu jedem Frühstück und Abendbrot an der Tafel. Ich liebte Butterbrot mit Süßchen und Schmant. In Sibirien wurde von vielen Deutschen das Rübensaftkochen wieder eingeführt.



Der Rübensaft ist ein wichtiger Nahrungsstoff. Er enthält alle lebensnotwendigen Minerale und auch einige Vitamine.

Hochzeiten wurden gewöhnlich im Winter gefeiert, wenn die Bauern viel freie Zeit hatten. Eine Hochzeit wurde lange vorbereitet. Zuerst kam das Freien (die Brautwerbung). Danach wurden die Hochzeitsgäste eingeladen. Zwei Männer in festlicher Kleidung mit einer Feder am Hut und mit einem feierlichen Spazierstock gingen von einem Haus der gewünschten Gäste zum anderen. In scherzhafter Gedichtsform wurde die Einladung klargemacht und am Ende bekamen die Männer einen Wein mit Zubiss und an jeden Spazierstock wurde ein seidenes Band gebunden. Bis zum Abend waren die Stöcke voll bunter Bänder und die Köpfe voll roten Weins.

Eine gute Gewohnheit hatten die Deutschen von den Russen übernommen - die Troika, das Dreigespann. Um 10 Uhr fuhr der Bräutigam mit einer Troika vors Tor der Brauteltern. Das Pferdegeschirr und der Schlitten waren geschmückt mit Perlen, Bändern und künstlichen Blumen, am Bügel und an den Kummerten hell klingende Schellen. Nach dem Ritual, das in der Stube vorging (Empfang des Bräutigams, Rat und Segen von den Eltern der Braut u.s.w.), wurde die Braut von dem Bräutigam und den Brautführern aus dem Hause geführt. Dann ging's zur Kirche. Vorne her die Troika mit den Brautleuten, dann die Schlitten mit den Eltern und älteren Gästen, alle im Gehschritt - und hintenher die jüngeren Gäste zu Fuß.

Nach der Kopulation wurde dann mit der Troika durch die Straßen des drei Kilometer langen Dorfes gejagt. Alles, was Augen hatte ging auf die Straße, um die schöne Vorstellung anzuschauen. Beim Zurückfahren zum Hochzeitshaus wurde die Troika angehalten. Über den Weg war ein seidenes Band gespannt und der Brautführer musste das Band kaufen, welches dann an das Pferdegeschirr angebracht wurde. Nun, im Hochzeitshaus, wurde die junge Braut von den Schwiegereltern mit Rat und Segen empfangen, dann wurde viel getrunken, getanzt und gesprungen. Das schönste und unvergesslichste für die Gäste blieb die schöne Braut und die Troika.

Wir hatten einen großen Obstgarten. 80 große Apfel- und Birnbäume. Die Hälfte der Bodenfläche war mit Erdbeeren berangt. Im Juni, wenn die Erdbeeren zeitigten, musste ich auch helfen, Beeren pflücken. Auch unser Hofhund Bivis half. Er pflückte aber nur große Beeren und nicht in den Korb, sondern ins „lederne Säckchen". Dabei war er so wunderbar klug und trat nicht auf die Erdbeerbüsche, sondern hüpfte auf die freien Plätzchen, hob mit der Nase die Blätter hoch und pflückte die größten zeitigen Beeren. Er fraß aber nur einige, dann legte er sich auf den Steg und schaute zu, wie wir arbeiteten. Schade, dieses Hündchen wurde im Sommer 1927 von einem tollen Hund gebissen und wir mussten es sofort liquidieren. Erdbeeren hatten wir sehr viele. Ein Teil wurde in der Sonne getrocknet, ein Teil zu Konfitüre gemacht und viele, viele verschenkt.

Mit Äpfeln (den schlechtesten) wurden die Schweine gefüttert. Die meisten wurden zerschnitten und in der Sonne getrocknet. Jeden Herbst füllte Vater Leinwandsäcke mit trockenem Obst, nähte sie zu und sandte sie per Post nach Ufa an seine Schwester und seinen Bruder. Die Schnitze (getrocknete Äpfel) waren ein guter Teil unserer Nahrung im Winter. Besonders wir Kinder liebten Speisen aus Schnitzen, wie Schnitzensuppe,

Schnitzenranzen, oder Schnitzenklöße (kleine Pasteten mit vermahlenem Obst gefüllt). Zum Winter wurden auch ein, zwei Bütten voll Anisäpfel eingemacht (ingesäuert). Das war ein guter Leckerbissen im Winter. Auch eingemachte Arbusen (Wassermelonen) gab es jeden Winter.

1933 wurden wir des Obstgartens enteignet. Jetzt wurde es „leichter“ für uns. Wir brauchten weniger zu arbeiten, weniger Obst verarbeiten, keine Zeit im Garten verbringen und schließlich brauchten wir kein Obst mehr zu essen. Wir erfuhren, dass man bei Kartoffeln und Rüben und Kohl auch nicht sterben muss. Ich verstand bald, dass der Spruch: „Sauerkohl und Rüben haben mich vertrieben. Hätte meine Mutter Fleisch gekocht, wär' ich bei ihr geblieben“ nur ein Spaß ist.

Auf der neuen Straße bekam ich auch neue Kameraden. Da war der Nachbarsjunge Jakob Kroh („s' Krohe Jabje“), ein Jahr jünger als ich, aber der klügste, im Sinne der gelehrteste. Er hatte eine ältere Schwester und einen Bruder, die schon in der Schule lernten. Von ihnen lernte Jakob. Er konnte schon bis zehn zählen und wusste auch Gedichte auswendig und Märchen. Krohs hatten auch einen Obstgarten, aber der war so weit vom Dorf, so dass wir zu Fuß gar nicht dort hinkommen konnten. Und wenn Jabchen gerne in unseren Garten wollte (da gab es auch sehr gute, früh reife Äpfel), deklamierte er uns die „Ballade“, die er aus der Fibel seines Bruders wusste:

*„Spannelanger Hans zur nudeldicken Dirn: Geh'n wir in den Garten, schütteln wir die Birn. Sammele ich die großen, sammelst du die klein'n. Wenn das Säckchen voll ist, gehn wir wieder heim“.*

Einmal gingen wir, eine kleine Schar Knirpse, aus unserem Garten zum See baden. Da mussten wir an vielen Obstgärten vorbei. Da sahen wir auf einmal einen Baum, der voll bezaubernder Äpfel hing und so dicht am Zaun stand, dass die Äste über den Zaun reichten. Wir blieben alle verzaubert von den rotwangigen Äpfelchen und noch mehr von deren großen Menge, stehen. Auf meinen Befehl, die Äpfel zu versuchen, stiegen ich und noch zwei Jungchen auf den Flechtzaun. Mit einer Hand hielten wir uns an einem Zaunpfahl, mit der anderen pflückten wir die verbotenen Früchte. Ich hatte schon zwei Äpfel in der Tasche und langte nach dem dritten, da hörte ich den klugen Jakob rufen: „Kerle, ewer wann die Äppel gezählt sein?“

Wir sprangen sofort vom Zaun, schmissen die schon gepflückten Äpfel darüber und rannten, was wir könnten, davon. Ich überlegte mir jetzt, was passieren hätte können, wenn der Herr dieses Gartens gesehen hätte, dass da so viele Äpfel fehlten und uns aufgesucht hätte. Ich war freilich der Älteste, ich war damals schon sechs Jahre alt, aber ich wusste noch nicht, dass der Wolf die gezeichneten Schafe auch frisst.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen im Juli 1928. Ich war schon sechs Jahre alt, da sagte Papa zu mir: "Artchen, heute gehen wir weit spazieren, bis an die Mühle." Und nach einer kurzen Vorbereitung ging's los. Wir gingen am Ufer hinunter, durch die Gärten bis zu unserem Obstgarten. Dort nahm Papa noch gute Äpfel in den Brotsack und wir gingen weiter durch die Gärten, über einen kurzen Damm. Dann bogen wir um einen See und kamen zu einer Stoppelwiese über die wir gehen mussten. Aber da gab es ein

Problem. Ich war barfuss, weil ich meine Füße nicht mit den Schuhen wund reiben wollte. Aber die Stoppeln stachen mich so sehr und es dauerte lange bis ich mich darüber geschleift hatte. Aber wie war die Freude groß, als ich es geschafft hatte. Dann ging's durch einen dichten Eichenwald, an kleinen Seen vorbei, über Sümpfe bis wir endlich an ein nicht hohes Ufer des Flusses Medwediza (übersetzt: „die Bärin“) kamen. Was für ein wunderschönes Bild sich da eröffnete. In dem glatten glänzenden Wasserspiegel (der Fluss war aufgestaut, und deswegen war das Wasser stehend) hing das andere hohe Ufer, ein tiefer Berg mit den Kronen der Bäume nach unten. Es dauerte eine ganze Weile bis meine Überraschung verklang und ich meine Augen gesättigt hatte.

Wir blieben am Ufer, setzten uns auf den Rasen und verspeisten unsere Butterbrote mit den Äpfeln. Dann stiegen wir vom niedrigen, aber steilen Ufer ans Wasser, hielten uns mit einer Hand an Weidenästen, mit der andern schaufelten wir das kristallklare Wasser in den Mund. Am Boden des Ufers sah ich zum ersten Mal lebendige Fischchen schwimmen. Nachdem wir etwas geruht hatten, ging's auf dem Steg dem Ufer des Flusses entlang. Wir gingen ziemlich lange, aber das war nicht ermüdend. Den Fluss und das gegenüberliegende Ufer sah man bald nur zwischen den Baumstämmen durchschimmern, bald ganz an freien Stellen.

Als wir da so gingen, hörten wir auf einmal einen Mädchengesang, oder auch Frauengesang. Der Schall dieses Gesangs kam vom Fluss her. Wir gingen schneller, der Schall wurde lauter. Das Singen wechselte mit Gelächter. Als wir näher zu den Singenden kamen, sahen wir durch die Waldlücken zwei Mädchen langsam auf einem Kahn rudern. Nach einem kurzen, mit Lachen vermischten Gespräch, stimmten sie ein neues Lied an. Es klang so wunderbar schön. Die Mädchen sangen zweistimmig. Der Schall erfüllte die ganze Oberfläche des Flusses. Ich hörte solchen Gesang zum ersten Mal. Er machte auf mich einen besonderen Eindruck, der helle Klang, die wunderbare Melodie. Das war mein erster russischer Gesang, den ich hörte. Wir hielten uns versteckt und horchten, so lange die Mädchen sangen. Als wir ans Ende des Waldweges kamen, öffnete sich vor uns wieder ein überraschendes Bild.

An der anderen Seite einer Waldwiese stand ein wunderbar schönes kolossales Gebäude mit Vorbau. An einer Seite standen im Grün Häuser mit weißen Wänden und roten Blechdächern, an der anderen Seite am Fluss große Weidebäume. Solch ein Bild hatte ich auch noch nicht gesehen. Es schien mir alles so märchenhaft. Ich blieb eine Weile stehen, damit mein Eindruck zuerst etwas verklang. Dann gingen wir zum zweistöckigen Gebäude. „Das ist unsere Wassermühle“, sagte Papa. Die Wände des Erdgeschosses waren aus rotem Ziegel. Darauf waren noch zwei Etagen, deren Wände aus Holzstämmen waren, mit vielen Fenstern. Als wir zum Eingang kamen, begegnete uns ein sympathischer höflicher Mann. Es war der Müller, Herr Jakob Keib.

Herr Keib lud uns ein, hereinzukommen. Innen gab es so viel Interessantes für mich zu sehen, dass ich ganz erstaunt war. So viele Räder und Riemen und große Kästen. Aber alles stand still. Die Mühle arbeitete nicht. Es war die Zeit der Vorbereitung zur neuen Ernte. Wir stiegen noch auf zwei Etagen, dann gingen wir ins Turbinenhaus. Da sah ich ein großes liegendes Kammrad, auf dem sich ein kleineres Kammrad mit einer langen,

durch die ganze Mühle reichenden Welle befand. Tief unten im Brunnen lag ein großes Rad mit Flügeln, die eigentliche Turbine. Da gab es noch ein für mich interessantes Ding, ein nicht großes eisernes Fass, das an den Boden angeschraubt und mit einem Riemen mit der Turbinenwelle verbunden war. „Das ist der elektrische Generator“, sagte Herr Keib. Er beleuchtet nachts die Mühle.

Dann gingen wir über den aus Steine, Lehm und Reisig hergestellten Staudamm, kamen über die Brücken einiger Schleusen. Bei einer Schleuse war ein Tor offen und das Wasser fiel da runter mit einem so starken Getöse, dass wir einander selbst bei lautem Sprechen, ja Schreien, nicht verstehen konnten. Selbst als wir schon von den Schleusen weg waren, rauschte es mir noch lange in den Ohren nach. Beim nach Hause Gehen erzählte mir Papa die Entstehungsgeschichte der großen, prächtigen Hussenbacher Wassermühle, die in weiten Kreisen bekannt, ja sogar berühmt war.

In Hussenbach wohnte ein gewisser Bürger Propp, der „Petersburger Propp“ genannt wurde. Vor vielen Jahren bekam die Familie Propp ein großes Erbe aus Deutschland, Herr Propp verwandelte das geerbte Vermögen in Geldkapital, das er in einer russischen kaiserlichen Bank verwahrte und rätlich benutzte. Er erwarb in Petersburg eine Wohnung für seine Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Alle drei studierten und aus der Tochter wurde eine Lehrerin, später eine Dichterin. Der eine Sohn wurde Architekt, der andere Maschinenbauingenieur.

Es begab sich einmal, erzählte Papa weiter, dass beide Söhne bei ihren Eltern im Dorf in Urlaub waren und Herr Propp mit seinen Jungen einen Spaziergang machte, so wie wir ihn heute gemacht hatten. An der Stelle des Flusses angekommen, wo heute die Mühle steht, meinten die Jungen zum Vater: „Das ist aber ein sehr günstiger Platz. Da kann man einen Staudamm bauen und eine elektrische Station, oder wenigstens eine Mühle anlegen“. Dem Vater gefiel dieser Rat gut und er brachte ihn an den Obervorsteher der Dorfgemeinde. Es wurde eine Gemeindeversammlung einberufen, auf welcher die Ingenieure den Gemeindemitgliedern die Bedeutung dieses Werkes klar machten. Und es wurde für den Bau einer Mühle gestimmt.

Die Brüder Propp übernahmen die Leitung und gingen sofort an die Arbeit. Der eine besorgte den Bau des Gebäudes und des Staudammes, der andere fuhr nach Belgien und kaufte die Turbine und die Mühlenausrüstung und brachte alles an die Stelle. Die meisten Arbeiten und auch manches Material kosteten der Gemeinde keine Geldmittel, denn alles wurde gemeinsam von den Mitgliedern getan. Jeder Hof, je nach Wirtschaftsgröße und Landanteil, musste so und soviel Pferdetage abarbeiten. Und in zwei Jahren war die Mühle fertig. Auf dem Mühlenhof gab es auch einen Einkehrhof für die Mahlgäste, die aus fernen Siedlungen kamen. Gute Wohnungen für den Müller und andere Arbeiter waren auch fertig.

Als die Mühle eingeweiht wurde, soll ein großes Fest zustande gewesen sein. Aus allen umliegenden russischen Dörfern und aus Hussenbach, das drei Kilometer von der Mühle entfernt war, kamen Mahlgäste, auch einfache Zuschauer. Als das ganze Korn schon vermahlt war, wollte keiner wegfahren. Aus dem neuen Mehl wurden Klöße gekocht. Es gab Harmonikamusik, es wurde gesungen und getanzt, Wettkämpfe im

Rennen, Packen, Werfen, Schwimmen und Tauchen durchgeführt. Drei Tage und Nächte soll das Fest gedauert haben.

Da die Mühle groß und die Turbine stark war, arbeitete sie sehr produktiv. Und Mahlgäste gab es auch immer genügend. Und diesem zum Danke hatte sich die Mühle in zwei Jahren ausgekauft - alle Schulden waren gedeckt. Das Einkommen der Mühle bereicherte die Gemeinde. Die Gemeinde baute Schulen, ein Krankenhaus und verschiedenes anderes. Vater endete mit den Worten: „Aber jetzt gehört die Mühle nicht mehr der Gemeinde. Alle Einnahmen gehen an den Staat.“ Das verstand ich jenes Mal noch nicht. Aber ich hatte mir eine neue Welt entdeckt. Noch lange klangen in mir die neuen Eindrücke nach. Obwohl wir den ganzen Tag zu Fuß gegangen waren und wie ich heute verstehe, nicht weniger als zehn Kilometer zurück gelegt hatten, spürte ich am Abend keine Müdigkeit. Ja, ich war ja auch nicht mehr klein, schon mehr als sechs Jahre alt, noch vier Monate bis zu meinem siebten Lebensjahr.

Später, als ich schon älter war, auch in meiner Jugendzeit, verging kein Sommer, da wir nicht zu der Mühle spazieren gingen. Der Fluss, der Damm, die Schleusen waren unsere Vergnügungsorte, wo wir badeten, fischten und einfach ruhten. Die Mühle besteht bis heute noch, aber der Damm existiert nicht mehr. Er wurde jahrelang nicht ausgebessert, bis endlich das Frühjahrshochwasser ihn gänzlich weggespült hat. Die Mühle wird jetzt mit einem Dieselmotor getrieben. Der Treibstoff ist jetzt billig, denn man hat bei Hussenbach Erdöl und Erdgas entdeckt und es wird schon lange gefördert.

Papa erzählte mir noch eine Geschichte vom „Kauzer Windloch“. In einem tiefen Graben, in einer Ecke der Hussenbacher Landgrenze zu dem Nachbardorf Kauz soll eine alte Wolfshöhle gewesen sein (also auch heute muss sie noch existieren), aus der Wind heraus blies. So stark, dass, wenn man eine Mütze hineinwarf, sie vom Wind zurück geblasen wurde. Man nannte diese Höhle das „Kauzer Windloch“. Es bereitete keinem Sorgen, weil es ganz außen war und keinen hinderte. Und als wir schon in Sibirien waren, erfuhren wir, dass bei Hussenbach Erdgas und Öl entdeckt worden war. Jetzt erst verstanden meine älteren Landsleute, was das „Kauzer Windloch“ bedeutete. 150 Jahre wussten viele von diesem Wunder, aber keiner meldete es der Regierung.

Im Januar 1929 kaufte Papa ein Wohnhaus mit Hof und Nebengebäude. Es war noch ein neu gebautes Gebäude. Erst seit einem Winter wohnte die Eigentümerfamilie darin. Es war eines der letzten Gebäude, die von Familien gebaut werden konnten. Nach zwei Jahren wurde die Kollektivierung durchgeführt und keiner hatte mehr die Kraft und die Mittel, ein Haus zu bauen. In den elf Jahren, da wir noch an der Wolga wohnten, wurde nicht eine Eigenwohnung gebaut. Bald gab es große Not an Wohnungen. Hussenbach wurde zum Kreiszentrum ernannt, eine Konservenfabrik wurde gebaut und es gab einen großen Zustrom von Leuten. Auch die Entkulakisierung der mehr als 40 Familien half nichts. Es wurde oft gesagt, wir wohnen nicht beieinander, sondern aufeinander. Im August 1941 wurden mehr als 8.500 deutsche Personen ausgesiedelt, die in weniger als 1.000 Höfen wohnten, die russischen Familien nicht mitgezählt.

Jetzt hatten wir unsere eigene Wohnung, unseren eigenen Hof. Die Wände des Wohnhauses bestanden aus Aspenstämmen, die auf einem eineinhalb Meter hohen

Fundament aus Feldsteinen und Lehm - die Mauer genannt - standen. Es gab ein Backhaus, ein Kellerhaus, zwei Schuppen und einen Stall. Alle Dächer waren mit Klopfstroh gedeckt. Auch ein großer Hof, den wir umgruben und mit Gemüse und Blumen besteckten. Der Hof lag an einem Ufer mit einer wunderschönen Aussicht. Über der Straße gab es schon keine Höfe mehr, nur der Abhang und schon begannen das große Tal mit den Wiesen, Seen, Wäldern und Gärten und dahinter der lange Melowatkaer Berg, mit stellenweise weißen Kalkufern und Wäldern darüber. Besonders schön war die Aussicht im Mai, wenn die Obstbäume und die Linden blühten. Dieses Bild konnte man auch durch die Fenster der Wohnstube sehen. Man brauchte nur die Fensterflügel öffnen und schon hatte man auch das gute Aroma und konnte das Quaken der Frösche hören. Ich schreibe das alles in der Vergangenheit. Aber das ist nur für mich die Vergangenheit. Es sind ja nur ein bisschen mehr als 60 Jahre vergangen und da muss ja dort alles noch so sein. Nur andere Menschen können jetzt die Schönheit dieses Ortes genießen. Ich wünsche ihnen Freude dabei.

Am 29. April brachten wir unser Hab und Gut, unsere Siebensachen, ins neue Haus. Es war nicht weit entfernt, auf derselben Straße, auf der anderen Seite über vier Höfe. Aber wir bekamen neue Nachbarn und ich neue Kameraden. Im dichtesten Nachbarnhaus, dessen Hof teilweise nur mit einem Flechtzaun abgetrennt war, wohnte die Familie Besel, („s' Manewels" gerufen, weil der Stammhalter Emanuel hieß). Den Namen Besel hatten viele Familien, und um sie zu unterscheiden hatte jede Familie einen Beinamen. Manuels hatten vier Töchter. Die älteste war schon verheiratet. Sie hatten nur einen Sohn, den Manel, der mein bester Kamerad und Freund war. Manuels hatten ein wenig Gemeindeland und zwei Arbeitspferde. Manel musste oft die Pferde zur Weide bringen und da konnte ich mitreiten. Also habe ich das Reiten gelernt. Oft sind wir auch, Manel und ich, mit aufs Feld gefahren und haben dem Mähen und Dreschen beigewohnt. Das war mein erster Zusammenstoß mit der Bauernarbeit und mit dem Leben der Bauern.

Meine engen Verwandten, Onkel Friedrich, Onkel Georg und andere, hatten auch Landwirtschaften, aber wir wohnten zu weit von ihnen entfernt, so dass ich nicht allein dorthin hätte gehen können. Außerdem waren meine Cousins viel älter als ich und hatten kein Interesse an mir. Manels Vater, Onkel Emanuel, war behindert. Er hatte eine Kugel aus dem Ersten Weltkrieg im Bein und lahmt an diesem. Bei Wetterwendung musste er Schmerzen leiden und deswegen musste der junge Emanuel, kaum acht Jahre alt, selbständig die Pferde bewirten. Dabei war ich ihm ein guter Gehilfe. Es begab sich auch manchmal, dass wir bei der Nachtweide dabei waren. Da versammelten sich etliche ältere Weidjungen und am Lagerfeuer wurde bei Märchenerzählen, Scherzen und Singen die kurze Sommernacht verbracht. Manuel und ich wurden von den älteren Weidjungen ausgenutzt. Für ein kleines Lob, rannten wir ins Dunkle um zu sehen, ob die Pferde nicht im Schaden waren. Ich bin dieser Zeit dankbar, für das, was sie mich gelehrt hat.

Nach zwei Jahren mussten die Bauern ihre Pferde in die Kollektivwirtschaften abliefern, wo die Pferde im ersten Winter meist alle krepieren sind. Das Bauernleben hatte für mich einen besonderen aromatischen Geschmack, den ich bis heute noch spüre. Später, nach dem Zweiten Weltkrieg, schon in Sibirien, kam ich wieder in Kontakt mit der Landarbeit, mit dem Landleben. Alle meine Mitmenschen, die Kollektivbauern, glaubten

nicht, dass ich aus einer Familie stamme, die mit der Landwirtschaft nichts zu tun hatte. Aber davon später...

Wir gingen auch mit Manuel zusammen in die Schule, sogar in eine Klasse. Fast jeden Morgen holte mich Emanuel ab, denn seine Familie war morgens früher auf den Beinen als meine, weil sie ihre Wirtschaft zu versorgen hatten. Viel Gutes habe ich von Emanuel gelernt, besonders den Fleiß zu beliebiger physischer Arbeit. Er kannte die Namen vieler Vögel, Pflanzen und Tiere. Wenn wir am großen See angelten, und das hatte ich auch von ihm gelernt, wusste er die Namen der vielen Fische. Er wusste viele Sprichwörter und verschiedene Märchen. Er konnte noch vor der Schule bis 100 zählen. Trotz alledem lernte er nicht gerne. Er hatte auch schlechte Seiten. Er trieb gerne Schabernack: Hunde jagen, Katzen totschiagen, schlechte Wörter mit Kreide an die Wände schreiben - in alledem machte ich mit.

Einmal, als wir zusammen aus der Schule nach Hause gingen, mussten wir an einem Brunnen vorbei, aus dem gerade ein bekannter Junge Wasser schöpfte. Da die Leier nicht ganz in Ordnung war, hatte der Junge Ungeschick dabei. Manuel merkte dies sofort und schrie: „Ach, der Hanjorg kann noch nicht mal Wasser aus dem Brunnen ziehen.“ Obwohl ich nicht sah, was dem Jungen passiert war, schrie ich mit. Hanjorg stellte den Eimer hin und holte uns ein, obwohl wir schon weit voraus gerannt waren. Mit einer Hand hielt er uns beide am Pelzkragen, mit der anderen nahm er vom Boden einen gefrorenen Brocken Kuhmist und tippte damit jedem auf den Kopf, wenn auch nicht hart. Ich spürte es kaum durch die dicke Wintermütze. Manuel heulte los und ich mit, aus Solidarität. Zuhause angekommen, erzählte Manuel seinem Vater von unserer unschuldigen Bestrafung, die wir von Georg Kroh aushalten mussten. Wir mussten sofort mitgehen und Zeugen sein bei der Auseinandersetzung und Georg bekam eine gute Rüge von seinem Vater, dem Krohe Vetter Fritz, der "Lawkakroh" genannt wurde, weil er zur Zarenzeit einen kleinen Kaufladen (russisch: Lawka) hatte. Als wir nach Hause gingen, hatte ich das Gefühl, als hätten wir etwas gestohlen. Dann dachte ich wieder, vielleicht hatte Georg Emanuel wirklich hart auf den Kopf geschlagen. Von da an wurde ich etwas klüger. Ich folgte Emanuel nicht mehr, wenn er etwas Bestrafliches angeben wollte. Dann kam auch das 33. Hungersjahr. So wurde das Jahr 1933 genannt, das den Charakter vieler Menschen änderte. Auch Emanuel verlor seine Lust am Schabernack.

Im Nachwinter, als wir schon Schüler der 7. Klasse waren, half ich ihm, auf seine Bitte, junge Ochsen einzufahren. Jeden Sonntag gingen wir zum Kollektivwirtschaftshof, jochten zwei junge Ochsen an einen Schlitten und führten die wilde Fuhre in die Steppe, wo dann das Training vorging. Wir hatten Erfolg. Bis der Schnee getaut war, waren unsere „Schüler“ gehorsam geworden und folgten unseren Worten. Emanuel kam nicht mehr zur Frühjahrsprüfung, sondern ging aufs Feld mit seinen Ochsen, um „Striche“ (Arbeitseinheiten, die keinen Wert hatten) zu verdienen. Aber bis ich zehn Klassen beendet hatte, war Emanuel schon Traktorist und bezwang ein eisernes Pferd. In Sibirien, nach dem Arbeitslager, aus dem er je-je die Beine davon getragen hatte, war er auch sein Leben lang Traktorist. Im Jahre 2001 übersiedelte er mit seiner vielseeligen Familie (aus 24 Personen) als Spätaussiedler nach Deutschland, wo er im Alter von 81 Jahren verstarb, Gott gib ihm die Ruhe.

Im Sommer 1930 (ich war schon 8 Jahre alt), bekam unsere Familie einen teuren Besuch. Aus Ufa, der Stadt im Südurals, kam Papas Schwester, Tante Maria-Katharina, mit Mann Onkel Jakob Schätzels und Tochter, meiner Cousine, der 25 Jahre alten Amalia, einfach Malchen genannt. Papa mietete ein Pferdegespann mit einem Federwagen und holte die Gäste von der zwölf Kilometer entfernten Eisenbahnstation „Medwediza“ ab. Ach, war das eine Freude! Ich hatte ja auch meine Verwandten, von denen ich so viel gehört hatte, zum ersten Mal gesehen.

Nachdem sich die Gäste gebadet und ausgeruht hatten, gab es eine festliche Abendtafel. Dabei wurde bei den Alten viel gesprochen und die Unterhaltung zog sich bis in die späte Nacht. Aus dem Gespräch der Gäste mit meinen Eltern konnte ich verstehen, dass bei Schätzels etwas nicht Gutes vor sich ging. Schätzels hatten noch vor der Revolution ein kleines Landstück am Flüsschen Ufimka in Baschkirien gekauft und eine kleine Schrotmühle gebaut, eine Mühle mit Mühlsteinen. Wie Onkel Jakob erzählte, sei eine schwere Zeit gekommen. Man habe ihn mit hohen Steuern belegt. Er habe das Gefühl, dass es noch schlechter werde. Deswegen habe er seine Haustiere halb verkauft, halb verschenkt, sich von Haus und Hof abgesagt und dafür vom Dorfrat ein Zeugnis erhalten und war mit seiner neun Seelen großen Familie in die Großstadt Ufa übersiedelt. Da er ein guter Meister in aller Holzarbeit, wie Schreiner, Böttcher, Wagner, Zimmermann u.s.w. war, habe er eine Anstellung im Kommunalamt bekommen, und eine kleine Zweizimmerwohnung dazu. Malchen solle bei uns bleiben, vielleicht finde sich eine Heiratspartie. Eine Dienststelle könne sie auch begleiten, denn sie sei in Russisch wie Deutsch geschult und habe eine Privatschule beendet.

Ich schlief während dieses Gesprächs ein und man ließ mich auf der Schlafbank im Esszimmer des Backhauses liegen. Als ich am Morgen erwachte, schien die Sonne durchs offene Fenster. Ich sah auf dem Fensterbrett zwei dunkle, nicht zugepfropfte Weinflaschen stehen. „Oh“, dachte ich, „da müssen noch Weintropfen am Boden sein“. So etwas Ähnliches widerfuhr mir schon einmal. Der Alkohol aus den Weintropfen hatte sich verdunstet und der Wein könne jetzt nicht mehr schaden. Ich stülpte eine Flasche in den Mund und ein paar Tropfen des heilsamen Nektars liebkosten meine Zunge. Im ganzen Körper fühlte ich die Wohltat des vergangenen Feierabends.

Aber als ich die zweite Flasche in meinen Mund stülpte, fielen zwei Wespen auf meine Zunge. Die Tiere begannen sofort mit den Flügeln zu summen und, ehe ich sie ausspucken konnte, bohrten sie ihre Stacheln in meine Zunge und pumpten ihr ganzes Gift hinein. Das erste, was ich fühlte, war ein großer Schmerz, als ob meine Zunge in eine Klemme gekommen wäre. Als der Schmerz nachließ, bekam ich das Gefühl, als hätte ich einen großen Brocken im Mund. Meine arme Zunge war sofort aufgeschwollen, so dass ich nicht ein Wort sagen konnte. Aber es vergingen nur einige Minuten und alles war vorbei, außer einem Brennen an den Stellen, wo das Gift eingespritzt wurde. Keiner sah das, die Gäste schliefen noch. Und ich verschwieg den Unfall, weil ich fürchtete, man werde mich auslachen und Mutter würde sagen, das ist die Bestrafung fürs Naschen.

Einen ganzen Monat blieben die Gäste bei uns. Tante Marie half im Obstgarten, Onkel Jakob machte verschiedenes Hausgerät aus Holz, denn Papa hatte alle nötigen



Werkzeuge, auch eine Hobelbank. Für Malchen gab's sofort eine Anstellung als Rechnungsführergehilfin im Büro bei Papa. Malchen blieb jetzt bei uns. Freilich war es mit der Wohnung schwierig. Aber wir lebten nach dem Prinzip: „Geduldige Schafe passen viele in den Stall“. Da war nur die eine Stube. Sie war am Tag das Wohn- und Arbeitszimmer, nachts das Schlafzimmer und wenn es mal eine Festtafel gab, da war die Stube auch das Esszimmer und der Tanzsaal. Es wohnten jetzt sieben Personen in einem Zimmer. Ich wusste gar nicht, dass es anders sein kann. Für mich war es so: je mehr Leute im Haus, desto heimischer. Malchen brachte auch Veränderungen in unser Tagesregime. In Papas Bibliothek waren nur russische Bücher und Papa las freilich viel, aber nur für sich. Malchen hatte deutsche Bücher mitgebracht, meistens Romane und Erzählungen.

Jetzt gab es bei uns an den langen Winterabenden Familienlesestunden. Bei einem Rundbrenner (große Petroleumlampe mit rundem Docht und einem Schirm) auf dem Tisch, der gewöhnlich in der Mitte stand, wurde abwechselnd gelesen: Malchen, Papa, Mama. Auch ich durfte Kapitel aus „Eulenspiegel“ oder „die Abenteuer des Barons Münchhausen“ u.a. lesen, sobald ich das Lesen gelernt hatte. Besonders gefiel mir der Kriminalroman „Kapitän Satan“, eine Übersetzung aus dem Französischen. Dann gab es noch ein Foliant, „Die Titanic“. Eine Sammlung von Erinnerungen der geretteten Passagiere der „Titanic“. Eine Bibliothek gab's im Dorf noch nicht. Deshalb lieh Malchen Bücher bei Lehrerfamilien und anderen wohlständigen intelligenten Familien.

Bald fand sich zu Malchen ein Liebhaber, ein guter, eleganter Bursche und Ende 1933 fuhr Amalia zu ihren Eltern. Bald folgte ihr der junge Mann Adolf Steinert und freite sie aus. Sie feierten nach Möglichkeit eine „Hochzeit“ und dann kamen beide zurück nach Hussenbach und lebten in Eintracht bis 1942. Adolf starb im Arbeitslager. Amalia blieb mit zwei Jungen allein und lebte im Städtchen Kisselewsk im Kemerower Gebiet, wo sie in einer Kohlengrube bis zu ihrer Pensionierung arbeitete. Ihre Eltern hatten recht getan, dass sie sich 1930 von ihrem Vermögen abgesagt hatten. Sie blieben verschont und lebten in der kleinen Wohnung in Ufa bis ins hohe Alter. Amalia besuchte sie bei Möglichkeiten. Auch uns besuchte sie in Asowo. Amalia starb im Alter von 85 Jahren.

Amalia hatte auf meine Charakterbildung einen Einfluss. Als kleiner Knabe war ich stolz, dass ich eine so große gelehrte Schwester hatte, die so viel wusste und dabei auch noch schön war. Wir waren ja drei Brüder, mit Papa der vierte Mann. Neben Mama war sie die einzige Frau in der Familie. Malchen war Mamas gute Freundin. Sie vertrugen sich gut. Oft gingen Mama und Amalia zu Tanzabenden in den Klub und ich durfte ihr Begleiter sein.

In Ufa lebte noch Papas älterer Bruder, Onkel Jakob. Er hatte auch eine kleine Wirtschaft. Als die dunkle Zeit kam, ließ er mit Frau und der jüngsten Tochter (zwei Töchter und zwei Söhne waren schon verheiratet und wohnten selbständig) Haus und Hof im Stich und übersiedelte nach Ufa. Da er genügend geschult war, bekam er eine Anstellung als Buchführer im Kommunalbüro. Aber 1934, als die Repressionszeit begann, wurde er eingekerkert. Vielleicht war er jemandem ein Stachel im Auge, oder er musste helfen, die Zahl der zu repressierenden auszufüllen, aber als „reicher“ Wirt, gab es auch so einen Grund. So musste auch er im Alter von 54 Jahren im Kerker sterben.

1932 begann die Entkulakisierung und in unserer Nachbarschaft wurden gleich sechs Häuser und Höfe leer. In unser dichtestes Nachbarhaus zog eine aus Katharinenstadt angekommene Familie namens Werner. Werners hatten nur einen Sohn, oder richtiger gesagt Söhnchen, den 11jährigen Hugo. Wir kamen zusammen in eine Klasse und wurden gute Kameraden. Hugo war in etlichen Hinsichten schon entwickelter als ich. Geboren und aufgewachsen in Marxstadt (dem einstigen Katharinenstadt) am linken Ufer der Wolga, hatte Hugo vieles gesehen und erlebt, was ich in meinem von Städten weit abgelegenen, provinziellen Dorf weder hören, noch sehen konnte.

Außer während der Schulzeit war Hugo tagtäglich bei uns. Er war ein sehr energischer, ein bisschen hitziger Junge, wusste viel zu erzählen, konnte viele gymnastische Übungen und Kinderspiele. Einmal, eines schönen Winternachmittags, waren in unserer Stube sechs Jungen versammelt. Wir hatten unsere Schularbeiten gemacht, auch im Hof uns schon satt gerannt und wollten uns nur noch in der Stube ein bisschen aufwärmen, als einer vorschlug, Versteck zu spielen. Mutter war nicht dagegen und gleich ging es los. Als erster musste ich mich verstecken. Mama war die Schiedsrichterin. Alle mussten in den Hausvorbau gehen und warten bis ich mich versteckt hatte. In der Stube war eine Bohle los. Die hob Mama an, und ich schlüpfte unter die Diele. Mama deckte die Diele wieder zu. Die Dielen waren gerade so hoch, dass ich auf allen Vieren nach allen Seiten krabbeln konnte.

Als dann alle hereinkamen und zu suchen begannen, gab ich Laute von verschiedenen Plätzen meines Verstecks. Ich hörte unter den Bohlen poltern, schreien, lachen. Als man mich doch endlich fand und ich aus meinem Versteck hervorkam, erschrak ich. In der Stube schien es, als sei eine wilde Horde durch die Stube gezogen. Der Kleiderschrank ausgeräumt, die Kleider auf dem Boden, die große Truhe ausgeräumt, die Bettsachen auf den Dielen. Aber ich musste mich gleich wieder verstecken. Diesmal wurde ich im Ofen versteckt. Wir hatten einen Ofen mit zwei Kesseln. Das Ofenloch war mit Spaltholz zugelegt (zum Trocknen). Mama nahm die Spalten heraus und ich schlüpfte hinein. Dann wurde die Öffnung wieder sorgfältig zugelegt. Er wurde mir freilich sehr heiß, aber eine Gefahr, sich zu verbrennen, gab es nicht, denn der Ofen war am frühen Morgen ausgeheizt und jetzt war es schon Vorabend.

Diesmal half das Lärmen und Rennen und Raten nichts. Es wurde lange gesucht und getobt. Ich glaubte, die Kerls waren ärger verschwitzt als ich. Endlich durfte ich herauskommen. Mir war's, als wäre ich aus einer Sauna gekommen. Ich musste mich in trockene Kleidung umkleiden. Jetzt ging's ans Aufräumen, die Ordnung wiederherstellen. Hugo war dabei der fleißigste. Alle Möbel wurden wieder auf ihren Platz gebracht, der Kleiderschrank und die Kiste unter Mamas Dirigieren eingeräumt. Nur die Betten machte Mama selbst. In einer halben Stunde war aufgeräumt und die Stube ausgekehrt. Mama war zufrieden, sie hatte sich wieder mal satt gelacht. Dann bekam ein jeder ein Stück Süßchenbrot und mit diesem war der „Arbeitstag“ zu Ende. Die Kameraden gingen zufrieden nach Hause. Dann kamen Papa und Malchen von ihrer Arbeit und nach dem Abendbrot wurde gelesen.

An einem Aprilmittag, wir lernten in der Nachmittagschicht, kam jemand

und rief Hugo von den Stunden. Es hieß, Hugos Mama sei gestorben. Als ich nach der Schule nach Hause kam, ging ich sogleich zu Werners. Hugos Mama, Tante Sophie, lag schon auf der Totenbahre und Hugos Papa, Onkel Karl, lief im Zimmer hin und her und erklärte den wenigen Anwesenden, wie seine liebe Frau umgekommen war. Tante Sophie litt an Epilepsie. Bei ihrem letzten Anfall fiel sie mit dem Gesicht ins Kissen und weil niemand zugegen war musste sie ersticken. So blieb Hugo ohne Mama. Zur Sommerzeit verschwand er. Onkel Karl brachte ihn nach Marxstadt zu einer seiner Tanten. Im Herbst war er wieder da. Sein Papa, Onkel Karl, war ein ansehnlicher, solider Fünfziger und zu ihm fand sich bald eine junge, gesunde und schöne 25jährige Frau. Hugo war ein gehorsamer und liebevoller Junge. Tante Olinde war auch nicht das Gegenteil und deswegen fanden Stiefmutter und Stiefsohn bald zueinander und wer die Wirklichkeit nicht kannte, konnte denken, es seien Mutter und Sohn. Jetzt war ich mehr bei Werners als Hugo bei mir. Aber Hugos Glück währte wieder nicht lange. Als 1934 die Repressionen begannen, war Karl Werner einer der ersten, die als Volksfeinde eingekerkert wurden. Mit was er beschuldigt wurde, wurde nicht angesagt. Nur bald kam die Nachricht, dass Karl Werner im Kerker im Alter von 52 Jahren gestorben sei. Nach Beendigung der Siebenjahrsschule ging Hugo nach Marxstadt, wo er bei seiner Tante wohnte und in einer mechanischen Fachschule lernte. Nur den Sommer verbrachte er bei seiner Mama, Olinde Werner, die sich inzwischen wieder verheiratet hatte.

Meine letzte Begegnung mit Hugo war im Sommer 1938. Hugo und ich hatten noch ein Jahr zu lernen. Hugo zum Mechaniker, ich zu ... zu nichts. Um einen Beruf zu erlernen, musste ich dann weiter studieren. Am ersten Begegnungsnachmittag gingen wir zum See baden. Ich erinnerte mich an ein Gedicht aus unserer Fibel, das ich aber heute vergessen habe. Es endete so:

*... heute kann's nicht schaden  
Heute ist das Wasser warm  
Heute geh'n wir Baden.*

Es war nach einem heißen Tag, ein bisschen trüb und am Badestrand war niemand. Als wir uns ausgekleidet hatten, sagte ich zu ihm: „Na, Hugo, schau mal zu, wie die Hussenbacher ins Wasser springen“, lief an, stieß mit dem rechten Fuß dicht am Wasser ab, machte in der Luft einen Salto und fiel mit dem Kopf voraus ... ja wohin eigentlich? Ich war sogleich in einer anderen, dunklen Welt und verstand nur, dass die Erdkugel, so schwer sie ist, mir auf den Kopf gefallen war. Nach einer kurzen Weile wurde es hell und mein Kopf wuchs aus meiner Brust. Als ich die Augen öffnete, lag ich auf dem Sand am Strand und vor mir stand Hugo. Er hatte mich gerettet. Ich wäre vielleicht ertrunken, denn, als ich mit meinem Kopf auf den Boden stieß, verlor ich das Bewusstsein. Hugo hatte mich sofort aufs Feste geschleppt. Aber bald wurde mein Kopf wieder hell, die Kopfschmerzen vergingen. Nach einigen Tagen war auch das Kratzen zwischen den Halswirbeln beim Kopfundrehen ganz verschwunden.

Im nächsten Frühjahr, vor den Abgangsprüfungen, wurde Hugo eines Nachts von der NKWD abgeholt und niemand hat ihn wieder gesehen. Ja, der Junge war wirklich ein „Feind“ des Volkes, denn erstens war er der Sohn eines Volksfeindes und zweitens

bekam er ein Paket mit Kleidung von seinen Verwandten aus Amerika. Darum war er wirklich zu beneiden, denn er war normal gekleidet, auch wenn er keine Eltern mehr hatte. Die Verbindung mit Amerika war schon genügend, um ihn der Spionage zu beschuldigen.

Noch einer meiner besten Freunde aus meiner Kindheit war meine Mama (oder besser „unsere“, denn ich habe ja noch zwei Brüder, die ihre Mama nicht weniger lieb hatten als ich). An den langen Wintertagen sang sie bei ihrer Handarbeit wie Nähen, Häkeln, Stricken schöne Lieder oder erzählte uns Geschichten aus ihrer Kindheit, aus ihrer Heimat. Sie hatte eine wunderbar wohlklingende Stimme, ein Koloratursopran mit breitem Diapason (Stimmumfang). Wenn sie allein war, sang sie gewöhnlich nur Heimatlieder, zum Beispiel:

*„Heimat, oh Heimat! Heimat, wie bist du schön.*

*Könnt' ich, oh könnt' ich, könnt ich dich noch einmal seh'n... u.s.w.“*

Solche Lieder kannte sie mehrere. Und alle klangen sie so melodisch und etwas traurig stimmend. Wenn aber Mamas Freundin, Landsmännin Frau Marta Strauchmann, zugegen war, sangen sie zweistimmig und nur lustige Volkslieder. Oh, das war für mich eine Seelenspeise. Später, als ich schon von Gesang und Musik etwas mehr verstand, kam mir die Frage ein: „Warum ist meine Mutter nicht Profisängerin geworden?“ Ich kenne keine Zweite, die so singen kann, wie meine Mama.

Hussenbach war nicht Mamas Heimatdorf. Mama, Emilie Kiesel, ist 1894 in einer Landwirtschaftsfamilie in Polen an dem Bug geboren und aufgewachsen. Im Januar 1915 wurde sie als Mutter mit zwei kleinen Kindern (eines davon noch ein Säugling) mit allen Deutschen aus Polen nach Russland an die Wolga deportiert. So wollte es die russische Zarenregierung haben. Von einer Eisenbahnstation im Saratower Gebiet mussten die Menschen mit Pferdeschlitten transportiert werden. Während der Fahrt begann ein großer Schneesturm, der Fuhrmann verirrt sich und Mama mit ihren Kindchen musste in der Steppe nächtigen. Aber am Morgen waren beide Kinder tot. Sie mussten in den Federdecken unter dem Schnee ersticken. Mama hatte selbst kaum überlebt. Der Vater der Kinder war an der türkischen Front, wo er verscholl. Nach fünf, bei den Deutschen an der Wolga verbrachten Jahren, verheiratete sich Emilie an den hiesigen jungen Mann, Konrad Stab, und es geschah was weiter geschah.

Nach der Oktoberrevolution gab es nicht sofort große Reformen bei den Wolgadeutschen Bauern. Nur die Großgrundbesitzer und Industriebesitzer wurden enteignet. Zum Beispiel diente mein Vater, noch als lediger junger Mann, in Saratow in einem Mehlhandelhaus namens „Borel“. Diese Familie, die drei große Mühlen besaß, wurde enteignet und mein Vater entlassen. Vater kam sogleich zurück in sein Heimatdorf und arbeitete in der Sowjetzeit als Angestellter in verschiedenen Anstalten. Anfangs als Buchhalter des Konsumvereins.

1921 kam das große Hungerjahr in Russland, besonders im Ural und an der Wolga. Millionen Menschen sollen damals an Hunger gestorben sein. Die Wolgadeutschen wurden vom Hungertot durch einen amerikanischen Fonds gerettet. Zu

dieser Zeit waren vom Wolgaland viele Deutsche nach Brasilien, Argentinien und in die USA übergesiedelt. Und diese Menschen bildeten einen Hilfsfonds für die Hungernden an der Wolga. Einige Schiffe, beladen mit Esswaren, trafen in Petersburg ein. In den Dörfern an der Wolga wurden die so genannten „amerikanischen Küchen“ eingerichtet, in denen die Hungerleidenden speisten.

Ich bin am 9. Oktober dieses großen Hungersjahres geboren. Meine Mutter sagte, dass meine erste Speise Kürbisbrei war. Und das will ich auch glauben, denn ich liebe bis heute noch einfach geschmorte Kürbisse. Nach diesem Hungersjahr kam ein Wirtschaftsaufstieg. Die Bauern erholten sich wieder, man schaffte sich landwirtschaftliche Maschinen an. Zum Beispiel kauften sich etliche Familien zusammen eine Dreschmaschine (Dreschkasten genannt). Damit droschen sie nicht nur das eigene Korn, sondern auch das anderer Bauern gegen Bezahlung. Die meisten Dreschmaschinen hatten Pferdeantrieb (man nannte es Roßwerk). Es gab aber auch schon Dampfmaschinen zum Antrieb.

So besserte sich das Wohl der Bauern bis 1931. Ein Beispiel: Die erwachsenen Söhne der Familien meiner zwei Onkels erzogen Pferde, die sie nur zum Ausfahren benutzten. Onkel Friedrich hatte zwei Rappen und Onkel Georg zwei Fuchse. Mit denen sind sie nur im Winter spazieren gefahren. Aber bald kam eine andere Zeit. Es wurde begonnen, kollektive Wirtschaften zu bilden. Zuerst traten die ärmsten Bauern mit schwerem Herzen bei, denn sie mussten ihr bisschen Armut in die Wirtschaft liefern. Besonders schade waren ihnen das Vieh, wie Pferde, Kühe, Schafe. Der Staat half den neuen jungen „Artels“ zur gemeinsamen Landbearbeitung. Zum Lockreiz schenkte man dem Artel zum Beispiel einen Traktor.

Hier eine Erinnerung aus meiner Kindheit: Es war an einem halbtrüben Junitag 1928. Ich war noch nicht volle sieben Jahre alt, mein zweiter Bruder nicht ganz fünf und der jüngste volle drei. Wir wohnten in einer kleinen Sackgasse an der einen Außenseite des Dorfes. Nach dem Frühstück gingen Mutter und das Dienstmädchen in den Obstgarten. Vater war in seinem Dienst und wir, drei Jungen, waren die Herren im Haus. Da kamen noch zwei Nachbarsjungen zu uns und wir entschieden, auf dem Straßenweg im festgefahrenen Sand, den man eher Staub nennen sollte, zu spielen. Wir trugen in amerikanischen Konservenbüchsen Wasser herbei, machten einen „Teig“ aus Sand und Staub und bastelten. Ich selbst baute einen Backofen. Ich hatte den Schornstein noch nicht fertig, da hörten wir auf einmal aus der Weite einen großen unverständlichen Lärm. Wir schauten uns um und sahen eine schwarze Masse Menschen, die die ganze breite Straße einnahm und mit Schreien und Lachen auf uns zukam. Vorneher, auf vier Rädern und ohne Pferde davor, lief ein eiserner Wagen, auf dem hinten hoch ein Mann saß und an einem Rad drehte, bald auf die eine bald auf die andere Seite. Auf einer Seite des Wagens war ein hohes Rohr befestigt aus dem portionenweise blauer Rauch herausprühte. Manchmal hörte man aus dem Lärm der Leute das Rattern des Wagens nicht.

Wir Jungen hatten nicht lange Zeit zum Gaffen und, um nicht übergerannt zu werden, nahmen wir unsere Büchsen und rannten in unseren Hof, um zu sehen, wie die Schar vorbei rannte. Unweit von unserem Hof endete die Straße in einem quer stehenden

Gehöft und die Masse blieb dort stehen und verstummte. Wir fünf Jungen ließen Haus und Hof im Stich und rannten zur Masse. Ich drängte mich durch den Haufen Leute und als ich vorne war, konnte ich mir den Wagen gut ansehen. Das Ding war ganz aus Eisen. Die Hinterräder waren so hoch wie ich, breit und zackig. Vorne waren ganz kleine, schmale Räder. Über dem Bauch lag ein Fässchen von dem ein Röhrchen mit Kran zum Bauch führte. Der Bauch war noch ganz heiß, denn man sah heiße Luft von ihm aufsteigen.

Da löste sich auf einmal ein größerer Junge aus der Masse, ging dicht an den Wagen heran und tastete an dem heißen Bauch, als ob er prüfe, wie heiß er ist. Da ging schnell ein großer Mann zu ihm, fasste den Jungen am Kragen und führte ihn weg mit den Worten: „Pass uf Jung, loss dei Finger drvan. Wos meenst, wos do passiert, wann des Ding augeht!“ Nach einem Geräusch, das durch die Masse ging, wurde wieder alles still und ich hörte neben mir, wie eine alte, schon gebückte Frau herbei trat und sagte: „Liewer Gott, wos muß mr dann do siehe. Na, die han jo lewendig n Deiwel ingespannt. Wie kann des Wänje ohne Geil lawe?“

Da meinte der große Mann: „S Feier hanse ingespannt, net den Deiwel, Wäs Male. Des is n Feierwage“. Da ging das Torchen auf und ein mir gut bekannter Mann trat heraus. Es war Onkel Sander Jäger, der Mann von Mamas Jugendfreundin Tante Amalia. Die hatten auch drei Jungen unseres Schlags. Wir kamen sonntags zusammen und spielten zusammen. Onkel Sander ging um den Wagen herum und beschaute ihn, als ob er ihn einschätzen wollte, ob er auch richtig gut wäre. Dann ging er nach hinten und nahm aus einem eisernen Kasten unter dem eisernen Sitz eine eiserne Leier, tastete an kleinen Hebeln herum, ging nach vorn und steckte die Leier zwischen den Vorderrädern unten in den Bauch und drehte ein paar Mal heftig die Leier bis das Ding zu rattern begann, zu husten und pusten und eine dicke Wolke schwarzen Rauches ausspie.

Onkel Sander ging schnell nach hinten, tastete wieder an den kleinen Hebeln herum und das Rattern übergang in ein rhythmisches Klopfen. Aus dem Rohr flogen taktmäßig blaue Rauchringe, wie sie Papa sonntags auspuffte, wenn er eine Zigarette „Unsere Marke“ rauchte, aus der Schachtel, die er ein paar Jahre zuvor aus Saratow brachte. Onkel Sander legte die eiserne Leier wieder in den eisernen Kasten und mit einem leichten Sprang war er hinten oben und setzte sich in den eisernen Sitz, der nur ein krummes Bein hatte und leicht federte. Ach hatte ich Lust, in diesem Sitz zu sitzen. Onkel Sander tastete mit Händen und Füßen an langen und kurzen Hebeln, das Rattern wurde stärker und auf einmal riss sich das Ding vom Platz. Die großen Räder schmissen Erde nach hinten, die Leute rannten nach beiden Seiten auseinander und der Feuerwagen, wie ich vernahm, drehte um und lief dahin, von wo er gekommen war. Hinten, hoch oben, saß Onkel Sander und bändigte den Feuerwagen und in mir erglühete ein Stolz für meinen Onkel Sander. Am Abend, als ich Papa diese Geschichte erzählte, sagte er: „Ja, das Armenkomitee hat einen amerikanischen Traktor bekommen. Der heißt Ford.“

Im Winter 1931/1932 begann für die Bauern in der Sowjetunion, besonders für die deutschen Bauern an der Wolga und in anderen Gebieten, eine wirre, schlimme Zeit. Es begann die Kollektivierung und Entkulakisierung. Stalin teilte das Bauerntum in drei

Schichten ein, die Armbauern, die Mittelbauern, die zwei Arbeitspferde in der Wirtschaft hatten, und die reichen Bauern, die so genannten Kulaken (im Russischen einfach „Faust“). Nach Stalins Lösung ist das Kulakentum eine feindliche Klasse und muss liquidiert (vernichtet) werden. Da die deutschen Bauern durchschnittlich wohlhabender waren als die Russen, war auch die Zahl der Kulaken unter den Deutschen viel größer. Wenn zum Beispiel in einem russischen Dorf zehn Familien Kulaken waren, waren es in einem gleich großen deutschen Dorf 40 Familien und mehr.

Also wurden im Winter 1931/32 fast jeden Abend Gemeindeversammlungen einberufen. Die Kommunistische Partei schickte ihre Vertreter, so genannten Bevollmächtigte, die Agitationen durchführten. In Hussenbach (meinem Heimatdorf mit mehr als 1.000 Bauernhöfen) wohnten ein gewisser Genosse Schauer (ein Kommunist aus Deutschland oder Österreich), Genosse Witmann (ein Wolgadeutscher) und andere. Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit als Rechnungsführer im Dorfrat und musste bei den Versammlungen Protokoll führen, denn sonst gab es ja wenig Schreibfähige.

Einmal schickte mich Mama mit Abendbrot zu Papa und ich blieb bei solch einer Versammlung. Es wurde gerade für die Liste der „Kulakenfamilien“ gestimmt. Da mussten alle Anwesenden „dafür“ stimmen. Man hatte die Menschen schon eingeschüchtert, so dass niemand wagte, dagegen zu stimmen. Einmal war ein Mann dagegen, seinen Bruder, der auf die Liste kam, als Kulak anzusehen. Da meinte einer der Agitatoren: „Wer ist denn der, der da dagegen ist? Ach so, dann untersucht mal die Sache, vielleicht ist er selbst ein Kulake.“ Und so wurde dieser Mann auch auf die Kulakenliste geschrieben und mit ihm war es aus.

Die zwei älteren Brüder meines Vaters, Onkel Friedrich mit Familie (sieben Seelen), Onkel Georg (sechs Seelen) und seine Schwester, Tante Amalia Hermann (neun Seelen) wurden „entkulakisiert“. Das Entkulakisieren geschah folgendermaßen: Eine Kommission aus fünf Personen kam am Vormittag ins Haus der auszusiedelnden Familie, schrieb das Vermögen auf (die Kleidung und Möbel eingeschlossen), dann wurde gesagt: „Du und du und du, kleidet an, soviel ihr könnt und geht.“ Die genannten Personen wurden mit Begleitung bewaffneter Schützen ins Schulgebäude gebracht, wo sie einige Tage unter Wacht blieben, bis man alle versammelt hatte. Dann wurden die Menschen an die Eisenbahnstation etappiert, in die Waggons eingeladen und nach Südkasachstan gebracht. Da die Kasachen selbst in kleinen Erdhütten, oder Jurten wohnten, mussten sich die „Kulaken“ Löcher ausgraben, die Löcher mit Balken und Erde bedecken und darin wohnen. Meine drei Onkels, Friedrich und Georg Stab und Jakob Hermann, sind im ersten Winter gestorben.

Das war aber schon die zweite Etappe, mehr als 40 Familien allein aus Hussenbach. Ein halbes Jahr zuvor hatte man die „ärgsten Ausbeuter“ enteignet und verbannt. Es waren zum Beispiel die Familien Haller und Leis. Die hatten Ölmühlen und unterhielten zwei, drei Lohnarbeiter. Eine Familie, Karl Leis, hatte eine Schmiede. Und weil sie Lehrlinge hatten, waren sie „Ausbeuter“ und mussten vernichtet werden.

Das mobile Vermögen und die Lebensmittel der „Kulaken“ wurde von den Kommunarden verschleppt und aufgeessen. Das Land wurde schlecht bestellt.

Außerdem war der Sommer trocken und daher gab es eine schwache Ernte. Den Deutschen hätte aber das Brot zum Winter gereicht, aber da wurden sie von der Regierung mit unerfüllbaren Steuern belegt. Es kamen wieder Kommissionen für Getreidefertigung, die von Hof zu Hof gingen und die letzten Körner zusammenkehrten und sie fort nahmen. Das Brot bekamen die Bewohner der großen Städte, denn die neue Regierung fürchtete nicht die Bauern, sondern den Hegemon, das Proletariat.

Im Winter 1932/33 brach eine große Hungersnot aus. Bis Neujahr hatten die meisten Menschen ihr Gemüse verzehrt und schon vergessen, wie Brot eigentlich schmeckt. Es starben ganze Familien aus. Es war keine Kraft da, die Leichen zu beerdigen und es sammelten sich auf dem Friedhof Staffeln von Leichen mit Schnee bedeckt. Erst als der Schnee geschmolzen und die Erde aufgetaut war, wurden die Toten in ein Loch geschmissen und verscharrt.

Es war im April. Vater war schon verurteilt und fortgenommen. Aber wir hatten noch etwas Gemüse, eine Melkkuh und noch etwas Fleisch vom Winter. Auch ein paar Hühner waren da, deswegen brauchten wir nicht zu hungern, waren aber auch nicht sehr satt, denn Mutter war sehr ökonomisch und half noch Hungrigen, die zu ihr kamen. Da kam zu uns jeden Tag ein 14jähriger Junge mit Namen Icks (Vorname vergessen) und bekam eine kleine Notspeise. Einmal vergingen drei Tage, an denen der Junge nicht kam. Und als er am vierten Tag wieder kam, begegneten wir uns auf der Haustreppe. Ich stieg herunter, er hinauf und rief mit schwacher Stimme: „Tante Mile, schnell!“ Dann fiel er auf die Treppe und war tot. Über der Straße befand sich das Ambulatorium und jemand rief die Ärztin. Diese kam schnell, bestätigte den Tod des Jungen, nahm aus einer Aktentasche ein Formular, schrieb den Namen und andere Daten des Unglücklichen hinein und sagte: „Die Diagnose und die Ursache des Todes lautet Magenkatarrh“, und übergab den Toten einem Dorfratmitglied, das schon mit einer Fuhre da war um die Leiche fort zu bringen.

Der Leser könnte glauben, dass ich als elfjähriger Junge bei diesem Fall erschrocken wäre. Aber nein, ich war schon abgehärtet. Ich war Augenzeuge vieler Todesfälle von Kindern und alten Leuten, aber ich will über solche Fälle nicht weiter erzählen. Im Mai hatte sich das Sterben eingestellt. Man konnte schon Gräser sammeln, es wurden Zieselmäuse ausgewässert (und von denen gab es eine Menge), vom Boden der Gewässer wurden Mollusken gesammelt und verschiedenes andere, womit sich viele Menschen retteten. Einige Familien (meistens jüngere Leute) reisten aus. Sie gingen nachts an die Eisenbahnstation, schafften sich in die Waggons und fuhren in die Welt hinein. Etliche gingen zugrunde, aber die meisten retteten sich bei den Russen (in Sowchosen und Betrieben, wo die Arbeiter Brot bekamen).

Diese große Hungersnot hätte nicht sein brauchen, denn Amerika und die europäischen deutschen Staaten waren bereit, Russland, besonders den Wolgadeutschen, Hilfe zu leisten. Aber die Bolschewiki konnten ihr Fiasko nicht eingestehen. Es wurden verschiedene „Beweise“ fertig getüftelt, dass in Russland keine Hungersnot sondern nur Wohlstand herrsche. An den Grenzen wurde der „eiserne Vorhang“ zugezogen.

Was waren eigentlich Kollektivwirtschaften oder, aus dem Russischen abgekürzt,



Kolchosen? Ein jeder, der „freiwillig“ dem Kolchos beitrug, musste ein „Bittgesuch“ schreiben. Sein Vermögen, außer Haus und Hof, einer Kuh, zwei Schafen und einem Schwein, musste er in den Kolchos liefern. Das waren die Pferde, Zugochsen, Kühe und Kälber, sonstige Schweine und Schafe und alles landwirtschaftliche Inventar wie Pflug, Egge, Sämaschine u.s.w. Es hieß, das ganze Eigentum des Kolchosen ist nicht das Eigentum des Staates, sondern das Eigentum der Kolchosmitglieder. Das Land sei auf ewig Kolchoseigentum. Die Ernte vom Land gehörte auch den Kolchosmitgliedern. Aber zuerst müssten die Steuern abgeliefert werden und zu Samen gespeichert werden. Alles Übrige werde den Mitgliedern, je nach Arbeitsanteil, zugeteilt. Im Kolchos würde es leichter sein, zu arbeiten, weil die schwerste Arbeit die staatliche Maschinen-Traktorenstation auf sich nehme. Und so geschah es auch.

Im Herbst 1932 trieb man die „Kolchospferde“ in zwei Ställe zu je 500 Pferden, also zusammen 1.000. Die Ställe waren noch nicht fertig gebaut. Es waren nur Wände aus Balken mit Löchern, ohne Fensterrahmen und Glas. Die Balkenwände standen nicht auf einem Fundament, sondern auf großen Steinen, so dass kleines Vieh (z.B. Hunde) unter den Wänden durchlaufen konnte. Von Dielen konnte keine Rede sein. Mann verstopfte alle Löcher mit Stroh. In der Mitte durch den langen Stall richtete man Krippen und Rafen ein, da wo das Futter (Stroh) hineingelegt wurde. Die Pferde wurden nicht angebunden, weil der Platz an den Krippen nicht reichte. Die hungrigen Pferde fraßen das Stroh aus den Löchern und Ritzen der Wände und bald konnten der Wind und Schnee in ein beliebiges Loch hinein und durch ein anderes heraus pfeifen oder sausen, je nach Lust. Wind und Schneesturm mit 20 bis 30 Grad Kälte gab's in diesem Winter genügend und die halbverhungerten Pferde konnten den Durchzug nicht vertragen und gaben sich dem Jenseits hin. Und die Pferde, die sich nicht dem Hunger und der Kälte ergeben wollten, wurden von der Rotzkrankheit weggeräumt. Bis Frühjahr war von den 1.000 Pferden kein einziges mehr übrig. Die Parteivertreter, die dieses Unheil anstifteten, "waren aber daran nicht schuld". Es wurde der Veterinärarzt beschuldigt. Er hätte die Pferde mit Rotzkrankheit „angesteckt“, hieß es. Der alte Mann wurde fortgenommen und aus war's mit ihm.

Aber das Feld musste bestellt werden. Es musste geackert, gesät und geeggt werden. Pferde gab es keine, Traktoren auch ganz wenig. Und so musste man mit den Kühen der Dorfbewohner ackern und säen. Eine jede Kolchosmitgliedfamilie durfte eine kleine Wirtschaft behalten: Eine Kuh und nur eine, gleich ob die Familie groß oder klein war, zwei Schafe, ein Schwein und 30 Ar Gemüsegarten. Kleine Wirtschaft bedeutete „kleine“ Steuern: von der Kuh 240 Liter Milch und 40 Kilogramm Fleisch, vom Schwein die Haut, von zwei Schafen ein Fell, ein Kilogramm Wolle, von zehn Hühnern 150 Eier. Vom Gemüsegarten, Haus und Hof eine bestimmte Geldsumme, die der Kolchosbauer aber nicht hatte und deswegen noch Lebensmittel aus seiner Eigenwirtschaft verkaufen musste. Wir durften auch eine Kuh halten und meine Aufgabe war es im Mai und Juni, jeden frühen Morgen eine Flasche Milch in die Käserei zu bringen. Dafür erlaubte mir Mutter, für das „Geld“, das ich am Ende der Lieferung bekam, Farbe und Malhefte zu kaufen. Für mehr blieb kein Geld übrig.

Die Kolchosbauern, oder Kollektivisten, wie sie genannt wurden, waren nicht

belogen worden, als man ihnen beim Eintreten gesagt sagte: „Alle Lebensmittel, die nach Steuerabgaben übrig bleiben, werden je nach Arbeitsanteil an die Mitglieder verteilt.“ Aber die Steuern und die Entlohnung für die Maschinenarbeiten (Ackern und Säen, u.s.w.) an die MTS waren zu groß, so dass kein Körnchen im Dividend blieb und die Leute nur für Striche gearbeitet hatten. Für die Kolchosen wurde ein Statut ausgearbeitet (von Moskau), nach dem ein jedes Mitglied so und soviel Arbeitseinheiten ausarbeiten musste.

Wer es nicht geschafft hatte, seine Arbeitstage auszuarbeiten, der wurde vors Volksgericht gestellt und zu Geldstrafen oder sogar Freiheitsentzug verurteilt. Aber dies kam selten vor, denn die Deutschen waren sehr gesetzesfürchtig und lebten nach dem Gebot: Sei Untertan der Obrigkeit. Nach dem großen Hunger waren die Menschen zufrieden mit dem Wenigen, was sie aus ihrer Eigenwirtschaft entnehmen konnten, das bisschen Milch von der Kuh und als Hauptlebensmittel die Kartoffeln.

Aber die Menschen verzagten nicht. Auch im Kolchos konnten sie leben. Bei den Feldarbeiten wurden gesellschaftliche Speisehallen errichtet und mit „guten“ Speisen die Arbeitenden angelockt. Mit Beginn der Kollektivierung wurde bei Hussenbach mit dem Bau einer Konservenfabrik begonnen. Die Ausrüstung der Fabrik wurde von der Regierung aus Österreich gekauft. Zwei österreichische Ingenieure errichteten die Fabrik. Herr Köstenerbaum (im Sommer 1932 war er bei einem Picknick bei uns im Apfelgarten) war Bauingenieur und war für den Bau der Gebäude verantwortlich. Ein anderer, ein deutsch sprechender Bulgare, dessen Name ich jetzt vergessen habe, brachte die Ausrüstung aus Österreich und stellte sie auf. Ich hatte den Mann in der Schule gesehen, als er seinen Sohn Bondi in unsere Klasse (4.) brachte. Bondi war ein großer starker Junge, immer nach Saison gut gekleidet, lernte gut, hatte echte Skier mit Schuhen und konnte gut Ski laufen. Zu Festtagen brachte er Bonbons in die Schule und teilte sie unter uns aus. Wer da ein Bonbon bekam, war glücklich, denn Zuckerbohnen, wie wir sie nannten, hatten wir schon lange nicht mehr gesehen.

Stalin teilte die Bürger des Staates in zwei Klassen auf, die Arbeiterklasse (der Hegemon), die Klasse der Bauern und eine Zwischenschicht, die Intelligenz. Der Arbeiterklasse und der Intelligenz wurde Brot verkauft, den Kolchosbauern nicht. Diese waren die Hersteller und Eigentümer des Brotes. Hier ein Beispiel: Im Herbst 1933, als die Ernte begann, hatte der Kolchos nichts, um die Leute auf dem Feld zu füttern. Da beschloss die Verwaltung eine Möglichkeit zu nutzen, die darin bestand, dass jedes Kornfeld in einer Breite von zwei Metern umgemäht werden musste, zur Vernichtung des Unkrautes. Das Umgemähte könne als Futter benutzt werden oder einfach liegen bleiben.

Also mähte und drosch man das ärmliche Korn aus. Es gab ein paar Säcke, die man in der Mühle vermahlte und mit dem Mehl verrichtete man Mehlspeisen. Davon erfuhr ein Parteiinstruktor und meldete die Angelegenheit der Prokuratur. Der Prokuror untersuchte die Sache und stellte fest, dass die Kolchosverwaltung das Stalinsche Gebot „Das erste Pfund Korn dem Staat!“ verletzt hatte. Damit es weniger Personen kostete, nahm der Brigadier Stab David (der Sohn eines Cousins meines Vaters) die Schuld allein auf sich. Er wurde sofort arretiert und ohne Gericht fortgebracht. Niemand hat von ihm wieder etwas zu hören noch zu sehen bekommen. Seine drei kleinen Kinder sind aber am

Leben geblieben. David, Frieda und Ella Stab wohnen jetzt, schon als alte Leute, in Deutschland.

Die oben erwähnte Konservenfabrik wurde ein Rettungsobjekt für viele, viele Menschen des Dorfes. Die örtliche Regierung nahm Rücksicht auf die Armut der Kolchosbauern und richtete es so ein, dass ein Mitglied in der Fabrik arbeiten durfte, um Bargeld zu verdienen. Ab 1935 wurde auch eine staatliche Bäckerei eingerichtet und es gab freien Brothandel. Die Kolchosfamilien, die einen Fabrikarbeiter hatten, konnten jetzt Gebäck kaufen, wenn auch zu Sonstigem kein Geld übrig blieb. So wurde also die Lebensmittelfrage langsam gelöst, wenngleich die Auswahl nicht groß war. Aber mit Hilfe der Propaganda wurden die Leute bald zufrieden, denn es hieß in den kapitalistischen Ländern hungerten die Arbeiter, und es wurden sogar Spenden gesammelt.

Aber es gab noch eine andere Not in ganz Russland. Die Kleidung, die sich die Menschen selbst gefertigt hatten, als sie noch Einzelbauerei führten, trug sich ab. Neue konnte es keine mehr geben, diese Möglichkeit war den Bauern aus den Händen geschlagen. Die Textilindustrie war schrecklich rückständig und die Regierung konnte die Bevölkerung mit Bekleidungswaren nicht versorgen. Die Menschen wurden einfach lumpig. Wenn zwei, drei Mal im Jahr etwas Textilware in den Laden kam, stellten sich die Leute zwei Tage lang in eine Schlange. Mit Abwechslung wurde Tag und Nacht gestanden. Und wenn die Ware kam, gab es nicht mehr als fünf Meter pro Person und reichte trotzdem kaum für die Hälfte der Käufer. So war es auch mit dem Fußwerk.

Kann sich heute jemand vorstellen, dass ein 16jähriger Schüler der neunten Klasse am ersten Schultag barfuss zur Schule kommt? Dieses „Glück“ hatte ich. Jenes Mal schämte ich mich, aber ich konnte nichts dafür. Bei den Russen war es in dieser Hinsicht leichter. Die Menschen bastelten und trugen Bastschuhe (Laptji im Russischen), was die Deutschen nicht leiden konnten. Man hatte freilich Schuster- und Schneiderartels gestiftet. Aber was half das? Es war kein Leder, kein Gewebe da. In der Winterzeit war es mit dem Fußwesen leichter. Man trug Filzstiefel. Und diese konnte man drei, vier Jahre tragen. Die wurden nur jeden Herbst mit Filz neu untersohlt.

Auch wenn sich die Menschen wieder an das ökonomische Leben gewöhnt hatten, so gab es doch auch moralischen Stress. Es war an einem frühen Sommermorgen 1937. Ich wachte vom leisen Gespräch Mamas auf und ohne mich zu bewegen hörte ich zu, was Mama unserem Papa erzählte. Sie trieb die Kuh zur Herde. Und als sie zum Platz kam, wo sich die Frauen versammelten, hörte sie lautes Weinen. Es stellte sich heraus, dass die NKWD in dieser Nacht diese und jene Männer mit dem „schwarzen Wagen“ abgeholt hatten. Man hat ihren Frauen nicht mal gesagt, wegen was und wohin.

So ging es viele Nächte, den ganzen Sommer durch. Jeden Morgen erklärte Mama: „Heute Nacht haben sie den und den genommen“. Für Papa war der „Brotsack“ immer bereit. Und wenn es nachts manchmal auf der Straße polterte, rannten alle aus den Betten und bebten. Jeden Morgen, den wir unversehrt erreichten, machte uns Freude. Aber wie viele Familien mussten diesen Schreck ertragen. Es sollen dicht an 100 in meinem Dorf gewesen sein. Und das große Elend bestand noch darin, dass man den Zurückgebliebenen nicht meldete, für welche Schuld man sie repressierte und wo sie hinkamen. Man sagte

nur, dass es Volksfeinde seien. Aber was ist denn das überhaupt, ein Volksfeind? Doch wohl einer, der ein ganzes Volk vernichten will, und nur allein da sein will? Von außen gesehen, schien es, als wenn in der Volksgesellschaft nichts geschehen wäre. Keiner fragte den anderen, keiner klagte. Aber wie viel innere Energie verloren ging, wie viel Leid die Menschen ertragen haben, weiß keiner. Es wurde weiter gelebt, weiter gut gearbeitet, beim schlechten Spiel mit guter Miene.

Trotz aller ökonomischen Schwierigkeiten (die man sich selbst schuf), wurde die Kultur gefördert. Es wurde das Analphabetentum liquidiert, eine obligatorische Siebenjahrschulbildung eingeführt, Fach- und Berufsschulen gestiftet. An der Wolga gab es eine landwirtschaftliche und eine pädagogische Hochschule. An der Saratower Universität gab es deutsche Abteilungen, wie auch bei der medizinischen und technischen Fakultät. In Engels wurde ein deutscher Rundfunk errichtet.

Hier eine kurze Erinnerung aus dem Sommer 1928: An einem Samstagsfeierabend, als Papa von seinem Dienst nach Hause kam, sagte er: „Wir haben eine Einladung, in die Schule zu kommen, zum Radio hören.«Aber“, sagte Mama, „wir wollten doch morgen in die Kirche gehen.“ Da sagte Papa, im Radio gebe es auch Kirchendienst. „In unsere Kirche gehen wir nächsten Sonntag.“ Am Sonntagmorgen, nach dem Frühstück, wurden wir drei Jungen nochmals gewaschen und in unsere besten Sonntagskostüme gekleidet. Und dann spazierten die Eltern mit uns zum Schulgebäude, das von unserem Hof zehn Minuten Spazierzeit entfernt war. Der Schulhof und der Garten waren mit einem gestrichenen Holzstaketenzaun und einem hohen Tor umzäunt. Als wir in den Hof eintraten, empfingen uns größere Schüler und führten uns durch den Korridor zu einem Zimmer mit einer für mich wunderbaren soliden Tür. Für mich war da alles wunderbar. Im Zimmer, in Pulten saßen schon Leute. Mama fand sogleich eine bekannte Frau und setzte sich zu ihr. Da wurden sogleich die schönen Kleider der drei „großen“ Jungen behandelt.

Ich sah an der hinteren Wand einen Schrank mit gläsernem Flügel in dem in den Fächern verschiedene reizende Dinge standen. Papa erlaubte mir, dichter ranzugehen und als ich alles bewundert hatte, ging ich nach vorn und setzte mich zu meinen anderen ins erste Pult, vor dem an der Wand ein schwarzer Tisch stand. Auf dem Tisch stand ein nicht großes braun gebeiztes hölzernes Kästchen, ein bisschen größer als Mamas Kramschlachtel mit der Form unseres Mehlkastens, der in der Sommerküche stand. Auf dem Deckel des Kästchens stülpten zwei schwarze gläserne Birnen, durch die kleine rote Lichtchen schimmerten. An der Vorderseite des Kästchens waren ein paar runde Knöpfe angebracht. Hoch über dem Kästchen an der Wand hing ein schwarzer Teller aus Papier, durch eine Schnur mit dem Kästchen verbunden. Neben dem Kästchen stand noch ein Kästchen aus Pappe. „Das ist die Batterie“, erklärte Papa.

Als das Zimmer voll mit Leuten war, trat ein junger Mann in grauem Hemd und schwarzen steif gebügelten Hosen ein. Er grüßte und ohne weitere Worte ging er an den Tisch und drehte an den Knöpfen des Kästchens. Der schwarze Teller begann zu zischen, rauschen und knattern. Endlich aber wurde es ruhiger und durch ein leises Geräusch erschallte eine laute Männerstimme: „Hallo, hallo! Hier ist Moskau. Es spricht der

Rundfunk namens Komintern". Bestimmt alles in Russisch. Dann gab es Musik und Gesang und wieder Gespräch, aus dem ich wenig verstand. Als eine kleine Pause eintrat, meinte ein älterer Mann, der in unserem Nachbarpult saß: „Das glaub ich nicht. Das ist alles Betrug. Da droben auf dem Boden sitzt einer mit einem Telefon und einem Grammophon und sendet's da runter. Buwe, schafft eich mol do nuf un holt den Kerl runter".

Zwei wüchsige Jungen gingen sofort hinaus. Im Zimmer blieb aber alles mäuschenstille, keiner widerredete dem Mann. Nach einer geringen Zeit hörte man Gepolter über der Decke des Zimmers. Bald kamen die Jungen zurück und meldeten: „Vetter Hanjorg, do owe ist weiter nix, wie Tauwe und viel Tauwemist".

Keiner der Gäste lachte, alles war ruhig. Der Lehrer sagte auch nichts. Der Mann murmelte sich was unter die Nase, schaute auf die Dielen vor sich hin. Mir wurde der alte Mann sogar schade. Ich merkte, dass der Lehrer (der Mann im grauen Hemd) des öfters auf seine Taschenuhr schaute. Endlich drehte er wieder an den Knöpfen des Kästchens und auf einmal sagte der Teller laut: „Hier spricht der Berliner Rundfunk mit Namen soundso. Wir translieren eine Sendung aus dem Berliner Dom soundso". Durchs Zimmer ging ein kurzes Geräusch mit „Ach" und „Och". Aus dem schwarzen Teller, den Papa Lautsprecher nannte, hörte man die Rede eines Pastors, Liedergesang und wieder Reden u.s.w. Mir schien es, als seien wir in unserer Kirche, denn da war auch Orgelmusik zu hören.

Als die Sendung aus war und die Leute dem Lehrer einen Dank aussprachen, sagte der alte Mann: „Na, jetzt muss ich's glawe. Des war werklisch aus ener daitshländer Kerch. Wie ich in Gefangenschaft war, durft ich aach in die Kerch gehe. Ewer des is doch so ungläublich, wie des Gespräch ohne Droht iwergewe were kann". Da sagte eine ältliche Frau: „Hanjorg, des sein alles Gottes Sache. Un bei Gott is kee Ding unmeiglich..."

Als wir auf die Straße kamen, machte mich Papa aufmerksam auf zwei hohe Stangen, die auf Nachbardächern standen, und deren Spitzen mit einem Draht verbunden waren. „Das ist die Antenne", sagte Papa, „die empfängt die Radiowellen". „Ja", sagte ich, und stellte mir die Wellen einer Wasseroberfläche vor, die einen Kreis bilden, wenn man einen Stein ins weite Wasser wirft. Nach ein paar Jahren wurde der Wolgadeutsche Rundfunk erbaut. In jedem Dorf wurde ein Radioknoten eingerichtet und durch Drahtleitung mit jedem Wohnhaus verbunden. Die Sendungen waren in Deutsch. Es wurden Lieder und Musik, wissenschaftliche Lektionen, historische Daten und die letzten Neuigkeiten, aber mehr als alles Propaganda (Agitation) für das sozialistische System, ausgestrahlt.

Noch eine wahre Geschichte aus meinem Familienleben aus der Zeit des Aufbaus des Sozialismus bei den Deutschen an der Wolga: 1931, mit Beginn der Kollektivierung der Bauern, wurden die Gemeindemühlen verstaatlicht. Man bildete den so genannten Wolgadeutschen Mühlentrust, der aus Filialen aus drei bis vier Mühlen bestand. Die Hussenbacher Filiale hatte die Mühlen von drei Nachbardörfern, Hussenbach, Dittel und Pfeifer. Man lud meinen Vater als Buchhalter der Filiale ein, weil er mit dem

Mühlengeschäft bekannt war, denn er arbeitete 15 Jahre bei dem Mühlenbesitzer „Mehlhandelshaus Borel“. Das Kontor wurde in einem Zimmer unseres Wohnhäuschens eingerichtet, damit Vater nicht jeden Tag drei Kilometer bis zur Mühle gehen brauchte. Als Leiter der Hussenbacher Mühle wurde der einstige Armbauer Götz (Vorname vergessen) angestellt. Es wurde zurzeit einfach Gesetz, als Leiter verschiedener Anstalten und Betrieben nur Arme anzustellen. Dieser Götz war aber ein Trinker und verhandelte Maltermehl für Selbstgebrannten. Einer seiner Mitarbeiter brachte es an die große Glocke, es wurde Revision gemacht und es stellte sich heraus, dass dem Mühlenleiter Götz wirklich ein paar Puds Mehl nicht reichten. Der Mann wurde sofort ohne Gericht fortgenommen und verschwand auf ewig.

Jetzt wurde auch Vater beschuldigt. Eines Tages kam zu uns eine Kommission (auch zwei Milizionäre waren dabei), machte eine Hausuntersuchung, fand aber nichts Übriges. Aber den Vater nahmen sie fort und brachten ihn in die Kreismiliz (Polizei). Das war Anfang Februar 1933. Nach drei Wochen, als die Untersuchung zu Ende war, ließ man Vater frei bis zum Gericht. Ausgangs März bestand das Gericht und Vater wurde zu zwei Jahren Freiheitsentziehung verurteilt und aus dem Gerichtsaal wieder nach Dittel in die „Kammer“ gebracht. Von da sollte er ins Saratower Gefängnis gebracht werden. Aber um ihn allein 75 Kilometer weit zu deportieren, war es zu kostspielig, und so sollte er warten, bis sich noch etliche Verurteilte ansammelten.

Auf einer Plenarsitzung der örtlichen Kreisregierung bat ein Mitglied des Plenums, der Leiter der Kreisabteilung Staatsbank, Genosse Judelsohn, man solle ihm doch den verhafteten Konrad Stab für die Zeit, die er unnötig im Kerker verbringe, als Buchhalter ausnützen lassen, denn bei ihm fehlten zur Zeit zwei Buchhalter. Am anderen Morgen wurde Vater unter der Flinte ins Bankhaus abgeführt, am Abend von einem Bankwächter in die Kammer zurückgebracht. Nach einer Woche sagte man zu ihm: „Konrad Fjodorowitsch (so werden in Russland ältere Männer gerufen), Ihr müsst uns verzeihen, da ist kein freier Mann, der Euch konvoiren kann. Könnten Sie die Bank nicht selbst finden“. Nach ein paar Tagen als Vater in sein „Heim“ (am Abend) kam, war die Kammer voll Arrestanten und man sagte zu ihm: „Ist mir schade, aber Sie müssen ein Paar Nächte auf dem Sofa des Natschalniks schlafen. Ihre Pritsche ist leider vergeben“. Wieder nach ein paar Tagen sagte dieser Natschalnik: „Konrad Fjodorowitsch, hätten Sie nicht die Möglichkeit sich ein Zimmer zu mieten, denn es ist ganz ungesetzlich, dass im Zimmer des Natschalniks ein Gefangener wohnt“.

Jetzt wohnte Vater beim Ditteler Mühlenleiter David Kaib und war auch bei ihm in der Kost. Einmal nahm mich der Direktor der Filiale auf Bitte meines Vater mit nach Dittel und ich gastierte zwei Wochen. Es war im Juli 1933. Ich machte Bekanntschaft mit etlichen Jungen. Da war auch Alexander Paustjan dabei, von dem ich später eine Erzählung schreibe.

Ende August lud man Vater zum Vorsitzenden des Rayonsvollzugskomitees, wo alle „Herren“ versammelt waren. Man sagte zu Papa: „Konrad Fjodorowitsch, Ihr seid rehabilitiert. Die Schuld ist Euch runter genommen. Wir teilen Euch eine Wohnung zu und Ihr könnt in der Bank weiter arbeiten“. Und im September 1933 überzogen wir nach

Dittel. Dittel war ein kleines aber kompaktes Dorf, mit drei geraden Straßen, akkuraten Häusern. Man spürte, dass im Dorf viele intelligente Leute wohnten. Vielen meiner Mitschüler sah man an, dass sie schon in Städten gewohnt hatten. Sie wussten viel zu erzählen, sie waren schon im Zug und auf Schiffen gefahren, waren in Museen und Theatern gewesen.

Hier eine Erinnerung an meine Schulzeit in der Ditteler Siebenjahrschule: Als ich im September 1933 in die fünfte Klasse der Ditteler Schule kam, wurde ich ins zweite Pult der mittleren Reihe gesetzt. Mein Pultenkamerad Jakob Becher war auch ein Neuling. Wir vertrugen uns gut. Vor mir, im ersten Pult saß der beste Schüler der Schule, der gepriesene „Star“ Viktor Schild. Einmal, als wir ein Kontrolldiktat schrieben, schaute Viktor nach jedem geschriebenen Satz zurück und las was ich geschrieben hatte. Einmal, als er wieder meinen Satz gelesen hatte, kicherte er, wand sich nach vorn und man sah an seinen Körperbewegungen, dass er sich freute. Ich las meinen letzten Satz, noch mal und noch mal über, in der Angst ich hätte einen Buchstaben durchgelassen. Aber ich fand nichts. Als uns ein paar Tage später der Lehrer (er war auch Schuldirektor) die Fehler in den Diktaten erörterte, nahm er zuerst mein Heft, zeigte die Seite mit der Einschätzung „ausgezeichnet“ und lobte mich, als wenn ich wer weiß welche Heldentat vollbracht hätte. Mir war es sogar ein bisschen unangenehm.

Dann nahm er Viktors Heft und sagte: „Viktor, warum hast du anstatt die Fische die „Füsche“ geschrieben?“ Der arme Junge konnte noch nicht mal aufstehen, geschweige denn antworten. Er fing sogleich zu heulen an. Ja, nicht weinen. Er heulte laut Rotz und Tränen zusammen. Zwei Jungen mussten ihn in den Korridor führen, damit er sich wusch. Es stellte sich heraus, dass die Ditteler Ureinwohner einen Fisch „Fusch“ nannten. Und daher, bei Viktor die „Füsche“. Hätte Viktor mich auf meinen „Fehler“ hingewiesen, hätte ich ihm die Erklärung gemacht... Dieser Junge war zu egoistisch. Er wollte nur allein der beste sein. Wenn viele Jungen sich zu mir neigten, so scheute mich Viktor, denn ich kam mit einem „Bestenzeugnis“ in die Ditteler Schule.

Im Monat April gab es wieder einen für mich unvergesslichen Vorfall in einer Muttersprachenstunde. Lehrer Heim gab uns als Hausaufgabe auf, in einer Woche einen Aufsatz zum Thema Frühling zu schreiben. Als noch ein Tag der Frist geblieben war, bat mich Jakob Becher um meinen Aufsatz zum Abschreiben. Aber, Himmel und Welt, ich hatte davon ganz vergessen (es gab Ursache dazu). Als ich nach Hause kam, schrieb ich vor allen Dingen eine kurze Erzählung vom Frühling. Als die Stunde beikam, da uns Genosse Heim die Hausarbeiten erläuterte, nahm er wieder mein Heft als erstes und begann ungefähr so: „So müsst ihr schreiben, wie Stab es getan hat. Als er am ersten Tag nach Hause kam, schrieb er nur ein paar Sätze, am nächsten Tag fügte er ein paar Gedanken hinzu u.s.w. bis am Ende eine wunderbare Erzählung entstand.“

Da sagte mein Pultnachbar Jakob Becher: „Ja, Artur hat ihn erst am vorletzten Tag geschrieben“. „Ist das so, Stab?“ Ich stand auf und schaute vor mich auf die Dielen. Mir wär's lieber gewesen, ich wäre in die Erde gesunken. Und als der Lehrer zum zweiten Mal fragte, drückte ich ein armseliges "ja" heraus. Ich hatte den Lehrer hereingelegt. (Eigentlich war er ja selbst schuld. Er hätte mich ja zuvor fragen können). Jetzt war es aus

mit meinen besten Noten in Deutsch. Ich lernte noch ein Jahr bei Lehrer Heim, aber höher als Gut bekam ich keine Noten mehr. Dann kam Viktor Schild an die Reihe. "Viktor, dein Aufsatz ist ja sehr gut, aber warum schreibst du anstatt Sommer „Somer". Wenn der Strich über dem „m" das zweite „m" bedeuten soll, so rate ich dir, wenn du nach Hause kommst im Stall über der Kuh an der Wand einen großen Strich zu machen. Dann habt ihr ja zwei Kühe. Die eine könnt ihr verkaufen, die andere melken." Diesmal gab es aber kein Geheul, denn der Aufsatz war ja doch mit „ausgezeichnet" eingeschätzt. Viktor war aber wirklich ein guter Schüler. Er nahm großen Anteil an gesellschaftlicher Arbeit und hatte immer die ersten Rollen in Lientheateraufführungen. Nur sein Egoismus und Prahlen machten ihn abstoßend.

Vom Januar 1935 wurde das Kreiszentrum nach Hussenbach in mein Heimatdorf überführt. Alle Familien der Kreisarbeiter und Angestellten übersiedelten im Januar nach Hussenbach. Die Kinder dieser Leute, die in der Schule lernten, mussten aber da bleiben, damit die Schule bestehen konnte. Der Direktor, Genosse Heim, stiftete ein Internat, in dem wir bis Ende des Schuljahrs wohnten. Im Internat befreundete ich mich mit einem älteren Jungen, Sascha (Alexander) Paustjan, von dem ich ferner eine Geschichte erzählen werde.

Im Mai 1941, ich hatte gerade zwei Jahre als Lehrer abgearbeitet, kam in den Laden zum Verkauf eine „Leica", der erste russische Photoapparat mit Film. Ein wunderbares Ding für jene Zeit. Und das Ding stak mir in der Nase. Aber der Preis war zu hoch für meine Möglichkeit. Er hätte mir vier Monatslöhne gekostet, deren ich nur einen hatte. Ich wandte mich an Vater. Vater hatte im Herbst die alte Kuh verkauft, denn es war eine junge beigewachsen und zwei durften wir nicht halten. Das Geld lag in der Familienkasse. Ich erklärte Vater den Vorteil dieses Apparats und beschwor, bis zum Herbst die Summe mit Photographieren zu verdienen. Mit leichtem oder schwerem Herzen übergab mir Vater die Summe. Bei mir wuchsen sogleich Flügel aus der Brust und ich "flog" in den Laden und mit bebendem Herzen brachte ich das „heilige" Dingchen nach Hause. Dieser Kauf blieb in meinem Gedächtnis als die freudigste Tat, die ich in meinem 81 Jahre langen Leben vollbrachte. Aber das Apparatchen allein war noch nicht alles. Dazu gehörten noch ein Vergrößerungsapparat und ein ganzes Labor mit vielen anderen Dingen. Die Familie erlaubte mir, ein Zimmer von der Sommerwohnung einzunehmen. In ein paar Tagen hatte ich mein Labor zuwege und konnte den ersten Film (36 Bilder) machen. Die Hälfte davon geriet nicht, aber ich zählte die Gelungenen als Erfolg. Da kam an einem Sonntag Mutters Freundin zu Gast. Als sie sah, dass ich da Bilder trocknete, fragte sie mich nach allem aus und bat mich, ich solle doch am nächsten Sonntag zu ihnen kommen und ihre sechsjährige Nichte abnehmen (photographieren).

Als ich am anderen Sonntag ans Tor der Familie Weschenfelder kam, sah ich durch einen Spalt Menschen in festlicher Kleidung mit Kindern im Hof rumspazieren. Ja, dachte ich, die Leute feiern ein Fest, und ich wollte schon fortgehen als mir Frau Amalia durchs offene Fenster zurief, dass sie sich freue, dass ich gekommen sei, und dass diese Leute zum Abnehmen gekommen seien. Es wurde mir ein bisschen bange, denn ich hatte mir eine solche Sache nicht vorgestellt. „Nichts für Ungut, eine Pelzkappe ist kein Strohhut", erinnerte ich mich an meines Onkels Georg Sprichwort und ging zur Sache.



An der Schattenseite des Wohnhauses richteten wir ein echtes Atelier ein mit Blumentischchen und Sesseln, auf dem Boden Teppiche u.s.w. Als sich die erste junge Familie setzte, wurden die Klienten unzuversichtlich. Sie sahen keinen Dreifuß mit einem Kasten und schwarzen Tuch darauf. „Na, wo hat denn der Abnehmer seinen Kasten?“ Als ich meine kleine Kamera aus der Innentasche nahm, den Tubus raus zog, das Deckelchen runter nahm, waren die Leute verblüfft: „Na, des gibt jo so kleene Bilder!“ Da mischte sich Frau Amalia ins Spiel. Sie beruhigte die Menschen und die Arbeit ging los. Ich hatte nur einen Film, 36 Aufnahmen, und deswegen wagte ich, keine Dubletten zu machen. Die ganze Woche durch entwickelte ich Bilder. Und als ich am Sonntag die Bilder zum Platz brachte, war die Verwunderung groß (mir waren die Bilder wirklich gelungen, unser Pavillonsphotograph konnte keine kleinen Kinder „abnehmen“) und man bezahlte mir den doppelten Preis, den ich stellte. Jetzt wurde ich zu anderen Familien eingeladen und bis August hatte ich meinem Vater die „Kuh“ zurück bezahlt.

Aber in diesem Sommer begab sich ein Geschehen, das die Welt erschütterte. Am 22. Juni begann der Zweite Weltkrieg. Es war gerade Sonntag und die ganze Jugend war im Stadion. Es wurde eine kleine Spartakiade durchgeführt. Wir schauten gerade ein Fußballwettbewerb. Da kam ein Mann zu Pferd angeritten und verkündete den Beginn des Krieges mit Deutschland. Das Spiel stellte sich ein. Alle gingen geschlagen nach Hause. Im Familienkreis behandelten wir das Geschehen. Vater sagte: "Russland ist nicht zu besiegen, aber dieser Krieg bringt großes Leid für alle, besonders für uns Russlanddeutsche." In diesem Sommer aber brauchten wir Deutschen nicht besonders zu leiden. Es wurden keine Männer einberufen. Nur mussten wir mehr arbeiten. Die Lehrer mussten mit ihren Schülern auf dem Feld arbeiten: hacken, Ähren lesen, Gemüse ernten und anderes.

Am 28. August kam ein Militärtrupp ins Dorf und wurde ins Lehrgebäude des landwirtschaftlichen Technikums (Fachschule für Landwirtschaft) einquartiert. Die Studenten dieser Fachschule wurden von der Dorfjugend „Krauthasen“ (Kohlhasen) genannt, denn sie waren ja Gemüseagrostudenten. Wenn ich abends ins Kino oder in die Diskothek an den Soldaten vorbeiging, bedauerte ich die armen Jungen, die nicht freigelassen wurden, sondern unter Wacht standen. Ich dankte der Zeit, dass ich noch ein freier Mensch war. Am Sonntagabend, am 1. September, war ich zum letzten Mal in der Diskothek, es war ein schöner Tanzabend.

Am Montagmorgen, als ich die Treppe herunter und in die Schule zur Arbeit ging, begegnete mir eine unbekannte Frau, die nach meinem Vater fragte. Sie wollte wissen, ob es Filzstiefel zu verkaufen gäbe, denn sie müssten nach Sibirien übersiedeln. Vater arbeitete in einer Anstalt, die tierische Rohstoffe wie Wolle, Felle, Häute fertig stellte. Für Schafswolle konnte man fertige Filzstiefel einhandeln. Ich hatte keine Zeit mehr, um die Frau auszufragen und ging mit der ungeklärten Frage: „Um Himmelswillen, wohin wird denn diese Familie verschickt und weswegen?“

Mit gutem Mut begegnete ich meinen Schülern und Kollegen, und als ich schon von der zweiten Stunde zur Pause ins Lehrerzimmer kam, saßen alle Lehrer und schwiegen, als wenn jemand gestorben wäre. Auf meine Frage, was denn passiert sei,

übergaben sie mir eine Zeitung in der der Erlass über die Deportation aller Deutschen im europäischen Teil Russlands nach Sibirien und Kasachstan war. Jetzt kam mir die Frau in den Sinn. Das war mein letzter Arbeitstag in meiner Heimat. Als ich nach Hause ging, standen schon an allen Kreuzungen der Straßen Soldaten mit Gewehren. Am 4. September kamen Fuhrer vors Tor und ein Roter Kommandeur (so wurden die Offiziere zu jener Zeit genannt) kam ins Haus. Er war sehr höflich aber sprach nicht viel. Man merkte ihm an, dass er diese Arbeit mit schwerem Herzen erfüllte. Alle Bitten, die Vater an ihn stellte, erfüllte er. Er erlaubte uns, sich mit zwei Fuhrer zu bedienen, zwei eiserne Bettstellen mitzunehmen.

Um 10 Uhr abends waren wir schon an der Station, zwölf Kilometer vom Dorf und um 12 Uhr ging unser Frachteisenbahnzug los. Rund zehn Tagen und Nächten waren wir auf dem Weg. Bei Omsk blieb unser Zug stehen und wir mussten aussteigen und unsere Sachen ausladen, einfach auf die Erde nicht weit vom Wartesaal. Da war auch schon ein Mann, ein Bevollmächtigter, der die Leute empfing. Er hatte eine fertige Liste aller Familien mit den Anschriften, in welches Dorf die Familie hin musste. Da waren auch schon die Fuhrer (Pferdegespanne) da. Alles gute starke Pferde, lange Kastenwagen (zum Getreidefördern). Von den Fuhrmännern waren die meisten Deutsche. Es stellte sich heraus, dass in diesem Kreis mehr als zehn deutsche Dörfer waren. Innerhalb zwei Stunden waren alle fort, ein ganzer Zug voll Menschen, mehr als 1.000. Nur unsere Familie, fünf Seelen, stand bei ihren Sachen wie die Verlassenen.

Nach ein paar Stunden kam der Bevollmächtigte (es war ein deutscher Mann aus Aowo, seinen Namen habe ich vergessen) mit einer Fuhr und sagte: „Diese Fuhr geht an dem Dorf, wo ihr hin müsst, vorbei und kann einen Teil der Sachen und jemanden von Euch mitnehmen.“ Wir luden die große Truhe (Kiste) auf. Mama und Bruder Bruno setzten sich darauf und fuhren los. Papa, mein jüngerer Bruder Eduard und ich mussten unter freiem Himmel nächtigen. Am anderen Tag kam der Bevollmächtigte mit drei Fuhren aus demselben Dorf (Silberfeld), aus dem die vorige Fuhr war. Sie sollten uns gelegentlich an Stelle bringen. Wir luden auf, setzten uns jeder auf einen Wagen und es ging los. Aus der Stadt herausgekommen, hielten die Fuhren in einer Steppe an, spannten aus und ließen die Pferde weiden. Die Mädchen (die Fuhrleute waren ein älthlicher Mann, Om Anklom, und zwei junge Mädchen, Linda Ott und Emma Hinz) räumten ihren letzten Proviant bei und luden uns ein, ihre Mahlzeit zu teilen, was wir auch taten. Die Mädchen erzählten uns, dass gestern zu ihnen zwölf Familien aus unserem Zug aufgenommen wurden, dass das Dorf, wo wir hin müssten, ein Russendorf sei, aus dem die meisten Männer schon an der Front seien.

Als wir dann ins Dorf reinfuhren, begegnete uns Mutter auf der Straße vor einem großen Lehmgebäude mit Strohdach. Man sah, dass die Wände schon mal gekalkt waren, dass in den Fensterrahmen schon einmal Glas war. Vom Zaun ums Haus war aber keine Spur mehr. In vorderem Zimmer waren die Holzdielen herausgerissen. In der Mitte des Hauses stand ein gigantischer russischer Ofen (Petsch genannt), die Wände schwarz geräuchert, Gestank. Man sah, dass es einst einmal ein gutes Bauernhaus war, besonders für Sibirien. Vielleicht war es ein einstiges Kulakenhaus. Mutter weinte laut beim Klagen. „Ja, wie sollen wir darin überwintern. Es gibt schon keine Zeit mehr, das Haus wieder herzustellen, der sibirische Winter ist vor der Tür.“ Als wir unsere Sachen abladen wollten, sagte Om (Onkel) Anklom nach langem nachdenklichem Schweigen: „Lasst nur mal die Sachen darauf, bringt eure Kiste und setzt euch auf. Wenn wir zwölf Familien untergebracht haben, bringen wir auch noch eine weitere unter“. Wir folgten ihm ohne Worte, Mutter mit Freude, ich ohne Anteilnahme.

Wir fuhren weiter auf dem großen Trakt. Wir hatten noch 15 bis 20 Kilometer zu fahren. Der Himmel überzog sich mit dunklen Wolken. Es wurde ganz dunkel und begann, fein zu regnen. Als wir durchs Dorf Prischib, das zwei Kilometer vor Silberfeld lag, fuhren, war es schon stockdunkel. Mann hörte nur Hundegebell und sah kleine Lichtchen ganz unten am Boden schimmern. Das sollen die Fenster der Häuser gewesen sein. Dann war wieder alles schwarz, Himmel und Erde nicht zu unterscheiden. Aber nach einer ganz kurzen Zeit hielten die Fuhren an und es hieß: "Absteigen, wir sind da." Ich stieg ab und sah ganz dicht ein Lichtchen schimmern. Onkel Anklom hatte schon im Kummethäuschen eine Lampe angezündet. Ich schaute mich in dem Häuschen um. Alle Wände hingen voll mit Pferdegeschirr. In einer Ecke war eine Pritsche, darauf brachte Mutter Bettsachen und sie und Papa übernachteten darauf. Meine Brüder und ich blieben jeder auf einem Wagen liegen. Es regnete nicht mehr. Ich wünschte Hitler eine schlechte Nacht, und vom Tag ermüdet, schlief ich fest ein.

Ich erwachte von einer Männerstimme und sah, dass es Morgen war. Am Himmel kein Wölkchen, aber die Sonne war noch nicht auf. Die tiefe Männerstimme klang: „Hast

du die Leute gebracht, sieh auch, wo du sie unterbringst!". Om Anklom: „Wart doch mal, Johann. Sieh dir erst mal die Menschen an. Dann wirst du was anderes sagen und mir dankbar sein, dass ich sie dir gebracht habe". Der Mann, der Johann hieß (es war der Kolchosleiter Johann Wolf), ging fort und nach 15 Minuten war er wieder da und sagte: „Anklom, bringt die Leute zu Olga Zismann!" und begrüßte die Eltern. Wir spannten zwei Pferde vor einen Wagen, fuhren ungefähr 200 bis 300 Meter und da war auch schon unsere neue Heimat, ein Häuschen aus Lehmziegeln mit einem Erddach ohne Boden, aber alles in gutem Zustand. Das Innere, eine Stube und Vorstube (Küche) mit Holzdielen, alles blitzblank rein. Die Hausherrin Olga Zismann, deren Mann im Krieg war, überließ uns das große Zimmer und selbst, mit zwei kleinen Kindern, Edchen fünf Jahren und Klarchen zwei Jahren, begnügte sich mit dem Vorzimmer. So brachten wir den zweiten Wagen und den dritten und richteten uns ein. Es wurde ein schöner, sonniger Tag und die Stimmung unser allen erhob sich. Am nächsten Tag bekamen wir drei Brüder Gabeln in die Hände und aufs Feld ging's, Weizen zusammenfahren und in Haufen setzen. Im Winter wurde dann gedroschen. In diesem Jahr war in ganz Russland eine gute Ernte, besonders in Sibirien.

Das Dörfchen Silberfeld war nicht groß, vielleicht so 80 Häuser, nur eine Straße. Wir waren bald mit allen Leuten bekannt, besonders mit der Jugend. Bruno und ich arbeiteten mit zwei örtlichen Jungen zusammen, Robert Anklam und Fedja Neumann, zwei 17jährige Jungen, die aber besser mit den Gabeln arbeiten konnten als wir. Diese Jungen erzählten uns, wie die Jugend ihre Freizeit verbrachte, dass jeden Sonntagabend im Klubhaus Diskothek war. Sie luden uns ein, teilzunehmen.

Als wir am ersten Sonntagabend in den Klub kamen, fanden wir dort Saiteninstrumente wie Gitarren und russische Balalaikas. Am nächsten Sonntagabend nahm Bruno seine Mandoline mit in den Klub. Wir stimmten die Instrumente in einem Nebenzimmer, dann gingen wir drei Brüder mit den Spieldingen auf die Bühne und baten die Klubleiterin um Erlaubnis, zu spielen. Wir spielten den Walzer „Die Donauwellen". Aber, was geschah da. Alle Anwesenden wurden mäuschenstill und mit großen Augen, manche mit offenem Mund, hörten uns zu. Als die letzten Takte verklangen, war es noch eine Weile still, dann aber begann ein langes Händeklatschen. Wir erklärten, dass man auf diese Musik tanzen kann. Und von da an spielten wir jeden Sonntagabend Tänze. Am nächsten Tanzabend war der Saal so voll, dass man kaum durchkommen konnte. Es kamen auch ältere Leute, nur um unsere Musik anzuhören.

Eines Septembermorgens, als wir Jungen uns auf der Straße versammelten um aufs Feld zu gehen, fuhren zwei Wagen mit Weizen geladen aus dem russischen Nachbarsdorf Labinka an uns vorbei. Hinter den Fuhren liefen drei Knirpse her und schrieten: „Die Russen, die Russen, seht euch mal die Russen an!" Ja, das Bild war wirklich unanschaulich. Es wäre besser gewesen, zu weinen. Die Räder an den Wagen gingen einmal nach rechts, einmal nach links, krachten und es schien, als brächen sie jetzt zusammen. Das Pferdegeschirr, nicht zu verstehen aus was es zusammengeschafft war, aus Leder (verdorrtem), aus Hanfseilen und Haarseilen. Die Fuhrleute, zwei junge Frauen, gingen neben den Pferden und trieben sie mit langen Stöcken an. Die Leinen waren aus aneinandergebundenen Endchen. „Und dennoch", sagte ich zu den örtlichen Jungen

Robert und Fedja, „darf man die Menschen nicht verhöhnen, und noch dazu mit ihrer Nationalität. Das ist Nationalismus!“

„Lasst sie doch. Die Kinder sind ja selbst Russen. Hier wohnt schon lange eine russische Familie mit Namen Kosloff und die Kinder sprechen wie wir Deutsch.“ Und ich erinnerte mich an meinen Kinderkameraden Kostja Jegorow, der mit mir in einer Klasse lernte, auch deutsch und jetzt im Krieg war und sich gegen die Deutschen wehrte.

Wir hatten uns schnell in die Umgebung eingelebt, aus Intelligenzen wurden wir Schwarzarbeiter. Aber in meinem Gemüt ging etwas vor. Ich verliebte mich in ein örtliches Mädchen. Es war die 16jährige schöne Enkelin des Kolchosleiters Johann Wolf, die Tabellenführerin, die vor jedem Feierabend unsere Arbeit fixierte und uns „Striche“ (so nannte man im Volk die Arbeitseinheiten) anscrieb, für die man am Jahresende etwas oder gar nichts bezahlt bekam. Ja, Frieda war wirklich ein schönes Mädchen. Sie wurde die Schönste im Dorf genannt. Aber es wurde gemurmelt, es sei die Freundin von Fedja Neumann, meinem Arbeitskollegen. Aber nach meiner Beobachtung konnte ich kein Hofmachen zu Frieda von Seite Fedjas merken. Nach jedem Tanzabend ging Frieda mit ihren Freundinnen nach Hause und Fedja mit seinen. Ich sah auch nie, dass Fedja mit Frieda tanzte. Ich aber tanzte oft mit ihr, wenn die Harmonika spielte und ich fühlte ihre Zuneigung zu mir.

Endlich, am Neujahrsabend, bat ich um Erlaubnis, sie zu begleiten. Und von jenem Abend an zählten wir uns als die Vermählten. Ich war glücklich. Friedas Eltern und meine waren auch glücklich. Aber das Glück währte keinen Monat. Am 20. Januar händigte man uns die Meldungen ein, dass wir, das heißt alle Männer im Alter von 18 bis 55 Jahren, am 22. Januar 1942 im Sammelpunkt Asowo zur weiteren Abfahrt anwesend sein müssten. Aber nur die deutschen Männer vom Wolgagebiet, die örtlichen nicht. Am Abend des 21. Januars besuchte ich Frieda bei ihrer Familie zum letzten Mal. Es war schon Mitternacht, als ich nach Hause ging. Es war eine helle, nicht sehr kalte Winternacht. Der Mond war voll und stand fast im Zenit. Ein wunderbares Bild. Im Mondschein schien der Schnee nicht wie Silber, sondern wie Gold.

Ich ging auf dem Fahrweg in der Mitte der Straße so hin, ohne besondere Gedanken. Die rechte Hand hielt ich in der Brust des warmen Schafpelzes, die linke in der Pelztasche. Auf einmal sah ich Jungen aus dem Schatten eines Häuschens in den Schatten des nächsten rennen, und immer bei mir an der Seite. Ich dachte, die Jungen haben aber Lust, bei Kälte und später Nacht Versteck zu spielen, und schrieb es dem Mondschein zu. Bald war ich an meinem Häuschen, die Jungen verschwanden und ich ging hinein.

Am nächsten Tag wurden mein 18jähriger Bruder Bruno, ich und noch 22 meiner Landsleute mit drei Pferdeschlitten nach Asowo gebracht und an jenem Tag noch an die nächste Eisenbahnstation Ljubino. Ich wusste jenes Mal nicht, dass ich in dieses deutsche sibirische Dörfchen mit den armen guten Leuten, die uns so gut empfangen hatten und uns in vielem aus der Not geholfen hatten, als Einwohner nie wiederkäme. Ich wusste auch nicht und glaubte auch nicht, dass ich mich mit meinem geliebten Mädchen, auf das ich meine Zukunft baute, erst rund nach sieben Jahren wieder treffen würde. Diese

sieben Jahre, ein echter Flatsch unserer teuersten Lebenszeit, brachte uns beiden viel Leid und wenig Freude. Frieda wurde als 16jähriges Mädchen mit vielen anderen deutschen Mädchen, Frauen und Müttern, deren Kinder drei Jahre und älter waren, ins Arbeitslager, eigentlich ins Konzentrationslager, gefördert. In diesen Lagern waren ja meistens Männer und wenn ein Weibsbild, und dazu noch ein junges und schönes Mädchen kam, dann war es so, als ob ein Stückchen Brot in den Hundestall käme. Kurzum, ich hatte Frieda verloren.

Wir nächtigten in Ljubino eine Nacht und wurden am nächsten Tag in ein Nachbarsdorf gebracht und in einem ausgeräumten kalten Klubhaus einquartiert. Unser Bett war der Bretterboden, die Heizung waren unsere Körper. Wir waren ja jetzt eine Mannschaft von 112 Mann, alle unsere Wolgadeutschen Männer, die in den Asower Kreis kamen. Einen ganzen Monat lagen wir 112 starke Männer herum und taten nichts anderes, als unsere Brotreserven zu verzehren. Gut, am Ende vor der Abfahrt, kamen Fuhren aus allen Dörfern und brachten uns Proviant. Aber dieses Beispiel zeigte die Untaktik unserer Sowjetbehörden. Es war bei allem Wettbewerb, wer als erster den Befehl erfüllte und die Mannschaft mobilisierte. Wer das fertig brachte, bekam ein Sternchen auf die Epaulette. Man überlegte nicht, dass es Kreise gab, die so weit von der Eisenbahn liegen, dass man einen ganzen Monat brauchte, um mit den Pferden im tiefen Schnee an die Eisenbahnstation zu kommen. Und deshalb mussten oder durften wir 112 junge, starke Männer einen ganzen Monat rumludern, freilich in hundschlechten Wohnverhältnissen.

An einem der ersten Abenden, als wir 112 Mann unser Abendbrot auf dem Boden sitzend verzehrt hatten, stimmte ein junger Mann ein Lied an, ein altes Volkslied, ein Heimatlied. Sogleich stimmten andere bei und beim zweiten Vers sangen schon alle, die singen und nicht singen konnten mit. Aber singen konnten die Hussenbacher (mein Heimatdorf) Männer. Da gab es alle Stimmen die man brauchte, vom Bas bis zum Diskant. Und wir sangen vierstimmig, und es klang, dass die Scheiben zitterten und man glaubte der Dachboden müsse sich heben. Als wir nach ungefähr einer Stunde endlich den Gesang abschlossen und uns zur Ruhe begeben wollten, gingen einige Männer noch mal nach Außen und als der erste zurückkam, rief er erstaunt: Männer, geht mal auf die Straße und schaut, was da vorgeht. Ich ging auch hinaus und was sah ich da! Um das ganze Gebäude standen Menschen, Frauen, Mädchen, Kinder. Und die meisten weinten laut. Wir entschuldigten uns, wir würden sie nicht mehr mit Gesang aufregen. Wir wurden aber gebeten, jeden Abend zu singen. Und wir sangen auch an anderen Abenden.

Endlich wurden wir wieder an die Station gebracht und wir mussten in die Frachtwaggons einsteigen, die mit eisernen Öfchen versorgt waren, so dass wir nicht frieren brauchten. Eine ganze Woche fuhr uns der Zug, Tag und Nacht. Zuerst durch die sibirische Ebene, 1000 Kilometer, dann auf dem Uralgebirge zum Norden noch mal ein halbes Tausend Kilometer. Es schien der Welt Ende zu sein. Nur dichter hoher Nadelwald und hie und da mal eine Zone mit Stacheldrahtzäunen und Wachttürmen an den Ecken. An der letzten Station, die Iwdel hieß, stiegen wir aus. Unser Gepäck wurde auf Schlitten geladen und von Pferden gezogen. Wir, eine Mannschaft von 500 Mann -

ein Teil der Mannschaft aus diesem Zug - gingen hintenher unter Begleitung von Wachtsoldaten. Wir konnten das 20 Kilometer weite Ziel an diesem Tag nicht erreichen und mussten in einer großen kalten Scheune nächtigen. Auf die gefrorene Erde konnte man sich nicht legen und so mussten die meisten beim Stehen schlafen. Bruno und ich hatten das Glück, auf dem Rand einer hölzernen Bütte (Fass mit einem Boden, das an die Erde festgefroren war) zu sitzen. Es war keine kalte Nacht, vielleicht so minus 10 bis 12 Grad und wir froren nicht. Am Morgen aß jeder ein Stückchen Brot und trank kristallklares Wasser, das aus einer Bergquelle floss. Bis Mittag waren wir am Platz. Es war eine nicht große Lagerzone mit einem hohen Bretterzaun mit Stacheldraht versehen, an jeder Ecke ein Wachturm.

Alle Gebäude wie Wohnbaracken, Speisehalle, Lazarett, Lagerräume, und Badehaus waren aus Holzrumpfen mit Bretterdächern. Die Einrichtung der Wohnbaracken war einfach: in der Mitte ein Durchgang, durchaus Pritschen mit zwei Schichten, in der Mitte ein Ofen mit einer Platte. An einer Seite des Eingangs ein abgeteiltes Zimmer, in dem ein Ofen stand und als Trockenkammer diente. Wenn die Menschen am Abend aus dem Wald gekommen und ihre Kleidung durch und durch nass war, wurde die Kleidung in die Trockenkammer gehängt. Die Trockenkammer wurde von einem Heizer bedient. Vor uns waren da Verurteilte. An jedem Kopfende der Pritsche waren in die Holzwände Namen der Herberger eingeschnitten (eingraviert). Gleich am ersten Tag, beim Einrichten, rief der Mann, der über mir auf der Pritsche Platz hatte: „He, Männer! Da an der Wand ist der Name des Vaters von (er nannte den Namen eines jungen Mannes, den ich jetzt schon vergessen habe) eingeschnitten“.

Der Junge wurde aus einer anderen Baracke gerufen und er las und es stimmte der Familien-, Vor- und Vatersname, der Geburtsort und das Geburtsdatum. Ja, dieser Mann war im Sommer 1937 vom NKWD fortgenommen worden und keine Spur von ihm hinterlassen worden. Es kamen noch viele Männer und studierten diese „Ausgrabung“. Ein jeder sagte was dazu, gab dem jungen Mann Rat, seinen Vater aufzusuchen, das hieß einen Antrag an die Behörden des Lagers zu machen. Aber Klügere rieten ihm ab. Es sei bei dieser Zeit unmöglich, denn anstatt Auskunft zu bekommen, würde er selbst büßen müssen. Aber die Zeit macht viele unmögliche Dinge möglich. In den sechs Jahren, da keiner aus dem NKWD Lager Iwdeljag heraus durfte, gab es auch Kontakte mit Verurteilten und es trafen sich Väter und Söhne oder Bruder mit Bruder.

Drei Tage nach der Ankunft wurden die 500 Männer in Brigaden zu 25 Mann verteilt und mit Bogensägen und Beilen ging's in den Wald im tiefen Schnee bis an den Hosenbund und Kälte bis minus 43 Grad zum Baumfällen. Ungelernte und harte Arbeit (viele Männer kamen aus Steppenzonen und hatten einen Baum weder gesehen noch gefällt) bei schlechter Nahrung gaben bald ihr Resultat. Die Arbeitsnormen waren zu groß und unmöglich in solchen Verhältnissen zu erfüllen. Und wer sein Soll nicht erfüllte, bekam eine kleinere Speiseration. Und so kam es, dass die Menschen vom April an zu fallen begannen, sie fielen wie die Fliegen. Es passierte auch, dass während der Arbeit einer umfiel und tot war, oder beim nach Hause Gehen so schwach wurde, dass der Mensch auf dem Weg liegen blieb. Und wenn die Brigade nicht vollständig vors Tor (Einlass) kam, wurde sie nicht rein gelassen, bis der Fehlende mit einem Schlittchen

gebracht wurde. In dieser Zeit konnte man Hände oder Füße abfrieren oder selbst sterben. Meine Brigade wurde immer schwächer und auf einmal wechselte man den Brigadier (Brigadenleiter). Man brachte einen verurteilten Russen, der schon zehn Jahre abgebusst hatte. Er war aber ein erfahrener Holzfäller und ein sympathischer Mensch.

Als wir am Morgen an Stelle kamen, befahl er, ein Lagerfeuer anzuzünden. Es wurde schnell Reisig zusammen getragen und bald stiegen heiße Flammen hoch. Wir mussten Stämme um das Feuer legen und uns darauf setzen. Aus dem Feuer strahlte Leben. Es wurde einem einfach wohl und man dachte: „Ach, wenn es nur immer so bliebe“. Von den stärksten Männern wollten schon einige beginnen, zu arbeiten, aber der Leiter befahl, sitzen zu bleiben. Nur mussten wir reihenfolgeweise Reisig und Äste beibringen und auflegen. Endlich wurde es uns ängstlich. Und, als der Leiter mal zur Seite ging, klangen Aussagen: „Der Mann will uns doch wohl hineinsetzen“. Andere meinten: „Hol's der Teufel, kommt's wie's kommt, wir sind sowieso verloren. Wir sind ja nun bald nur noch die Hälfte da.“ So ging's bis Abend. Aber am anderen Tag, als wir in die Speisehalle kamen, bekamen wir die höchsten Rationen. Wunderbar!

Am anderen Tag wählte der Brigadeleiter einen Koch aus, der die Lebensmittel entgegen nehmen und im Wald bei Lagerfeuer eine Speise kochen musste. Und wir begannen wieder zu arbeiten. In den ersten Tagen weniger, aber dann immer mehr und mehr. Und die Menschen waren gerettet. Auf die Frage, ob er sich der Verantwortung nicht fürchte, sagte der Leiter: „Ja, für das fürchte ich vor den Behörden, aber für Euer Leben fürchte ich vor Gott. Das Holz wird bei Hochwasser in Fluss geschmissen, und wer kann zählen, wie viel aufgefangen wird und wie viel in Ozean schwimmt?“ Aber bald erkrankte ich. Ich hatte mir wehgetan und bekam einen schweren Herzanfall und musste die Brigade verlassen. Als es mit mir wieder besser wurde, bekam ich eine leichte Arbeitsstelle beim Betreuungsdienst.

Als der Schnee geschmolzen war, wurde das gefällte Holz ins Wasser gefördert, das Holzfällen stellte sich ein. Jetzt wurden alle Arbeiter beim Bau einer hölzernen Autobahn angestellt, und in einer Zeit von zwei Monaten war die 20 Kilometer lange „Holzbrücke“ fertig. Jetzt wurde unser Lagerpunkt umgestaltet. Alle „kräftigen“ Männer wurden in ein anderes Lager gebracht und unser Lagerpunkt wurde zum Erholungsheim eingerichtet. Schwache Männer wurden aus anderen Lagern gebracht, um sich bei uns zu erholen und auszuruhen. Ruhe gab es schon, aber mit der Erholung war's nicht besonders. Zur Erholung braucht man außer Ruhe auch Essen, gutes Essen. Aber 15 Kilometer südlich von unserem Lager wurde ein neues errichtet, dessen Aufgabe es war, Holzkohle herzustellen. Es wurden die so genannten „Schwarzöfen“ gebaut, nach dem Namen eines deutschen Ingenieurs Schwarz. Das waren 30 Meter lange, aus feuerfestem Stein gewölbte Gebäude, einem Tor an jedem Ende mit einem durchführenden schmalspurigen Geleise, auf denen mit Karren Spaltholz hinein gefahren wurde. Sobald der Ofen vollgeladen war, wurden die Tore zugemauert und durch Zuglöcher wurde das Holz angezündet. Nach einer bestimmten Zeit wurden die Zuglöcher zugeschoben, das Feuer verlöschte und wenn der Ofen abgekühlt war, wurde die Kohle ausgeladen.

Jeden Monat wurden die „erstarkten“ Männer ins Kohlenbrennlager abgeholt und



schwache gebracht. Und einmal, am letzten September, wurden mein Bruder Bruno und ich auch zu den Starken gezählt und mitgenommen. Man fuhr uns mit einem Lastauto, aber bis wir an die Stelle kamen, war es schon dunkel. Der Lageraufseher brachte uns in eine Baracke und wies uns gleich hinter der Tür links unten Plätze zu. Wir breiteten unsere Sachen auseinander, kleideten uns aus und legten uns. Und weil wir tüchtig ermüdet waren, schliefen wir sofort ein.

Ich weiß nicht wie lange wir schliefen, aber auf einmal war ich im Feuer. Die Flammen sah ich nicht, aber dunkler Rauch verschlug mir den Atem. Mein ganzer Körper brannte. Ich wollte mich fortbewegen, aus dem Feuer herauskommen, aber ich hatte keine Kraft dazu. Mein Herz schlug so, als wollte es aus der Brust springen. Ich begann zu schreien, so dass Bruno aufwachte und mich anstieß. Da erwachte ich, aber das Brennen hörte nicht auf. Ich sprang aus meinem „Nest“ und rannte aus der Baracke hinaus. Zum Glück war Vollmond, der Himmel ohne Wolken und ich konnte sehen, wie sich die Läuse an meiner Unterkleidung fortbewegten. Ich fuhr mit den Fingern durch die Achselhöhlen und da hatte ich schon „Gerstenkörner“ unter den Fingernägeln. Ich las sie von meinem Körper auf und schmiss sie fort, aber ganz konnte ich mich in dieser Nacht von ihnen nicht befreien. Früh am Morgen, die Erde war schon ein bisschen gereift, ging ich hinter das Lager (einen Zaun und Wachttürme gab es noch nicht), sammelte trockenes Reisig und machte ein kleines Feuer. Da hielt ich die Kleider über die Flammen und hörte, wie das „Vieh“ in den Flammen platzte. So befreite ich mich von dem hungrigen Ungeziefer. Am Tag ging ich zum Kommandanten und ließ uns eine bessere Baracke zuweisen. Noch einen ganzen Monat mussten sich die Menschen quälen bis endlich das Badehaus und die Desinfektionskammern fertig waren.

Man erzählte uns einen Vorfall, der da im September passierte, als Bruno und ich noch nicht da waren. Die Leitung beschloss die Läuse in den Schwarzöfen zu vernichten. Die Männer aus einer Baracke, 50 Mann, mussten mit Kleidern (Zotteln) und Bettsachen zu einem leeren Schwarzofen kommen, sich ganz nackt auskleiden und ihre Sachen auf Stangenregale hängen. Unter den Kleidern standen eiserne Eimer mit Schwefel gefüllt. Mann zündete den Schwefel in den Eimern an und vermauerte schnell den Eingang. Die nackten Männer saßen und lagen auf einer Waldwiese und nahmen in der schon schwach scheinenden Sonne ein Sonnenbad.

Nach einer gewissen Zeit stieg aus dem Schornstein schwarzer verdächtiger Rauch auf. Man öffnete sofort den Eingang, aber es war schon zu spät. Zusammen mit den Läusen war auch die Kleidung verbrannt. Schon spät am Abend kam ein Lastauto und brachte Ersatzkleidung aus dem Zentrallager. Es waren Kleider von Rotarmisten, die im Krieg gefallen waren, mit Löchern und Blutflecken. Die Männer bekamen noch einen Ruhetag zum Kleiderwaschen. Aber nach ein paar Wochen brachte man ihnen echte neue Kleidung.

Ich hatte wieder Unglück: Im Februar hatte ich bei einer schweren Arbeit wieder mein Herz übermüdet und kam ins Lazarett. Zu dieser Zeit kam ein Befehl, die Menschen, die zur Arbeit nicht mehr brauchbar waren, zu „aktieren“ und nach Hause zu schicken. Es sammelten sich so viele Männer an, die nicht mehr arbeiten konnten, aber auch nicht

starben. Und da diese zu teuer kamen, ließ man sie mit großem Bedauern nach Hause. In diesen Strudel kam auch ich. Am 20. März stiegen wir ein und am 1. April war ich schon in Asowo, wohin meine Eltern überzogen waren. Aber unterwegs starb ein Mann, ein großer starker Mann mit Namen Götte.

So kam ich am 1. April 1943 nach Asowo zu meinen Eltern. Meine Eltern freuten sich sehr über mich. Aber gleichzeitig trauerten sie um den jüngsten Bruder Eduard, der auch in einem Lager im Osten war und von dem sie schon etliche Monate keine Nachricht hatten. Aber bald fand er sich wieder.

Es war gerade Tauwetter, die Erde wurde bald trocken und die Leute steckten Gemüse, wie Mohrrüben, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben. Bis Ende April war schon alles grün. Aber am 28. April, wurde es nachts auf einmal ganz trübe und kalt und am Morgen des 29. Aprils war alles weiß von Schnee. Es erhob sich ein schrecklicher Schneesturm bei 12 Grad Frost. Bis zum Abend waren viele kleine Häuser bis zum Dach zugeschneit. Als der Sturm rum war, wurde erzählt, dass ganze Herden Vieh und Schafe vom Wind getrieben bis zu 50 Kilometer weit fort gingen, dass alte Leute in der Steppe erfroren waren, dass auf der großen Straße zur Stadt Omsk Pferde gefallen und krepirt waren. Gott sei Dank, nach dieser Zeit ist im Omsker Gebiet solch ein Wetter nicht mehr vorgekommen.

Im April habe ich auf Bestellung Porträts vergrößert (von Photos auf großes Papier gemalt). Dafür bekam ich Butter und Milch und Papa konnte an die zwei Jungen Pakete mit Esswaren schicken. Als ich noch in Iwdel war, bekamen wir von den Eltern monatlich zwei Pakete. Das war unsere Rettung, denn in unserer Ration gab's kein Fleisch, keine Eier, kein Fett, kein frisches Gemüse. Meistens nur Lebensmittel aus Getreide wie Weizen, Gerste und Hafer, manchmal ungeschälter Buchweizen. Auf die Buchweizenschalen wird's einem übel.

Vom 1. Mai an stellte man mich als Tabellenführer in der Traktorenbrigade des deutschen Dorfes Priwalnoje an. Meine Aufgabe war es, die getane Arbeit der Traktoristen zu fixieren, die Maschinen zu tanken und alle fünf Tage die Abrechnung ins MTS-Kontor zu bringen (MTS: Maschinen-Traktoren-Station, die gehörten dem Staat). Ich wohnte jetzt im Feld bei den Traktoren in einem hölzernen Schlafwagen. Die gute Kost, wir bekamen zwei Kilogramm gebackenes Brot jeden Tag, Fleisch, Milch, Gemüse, - die Köchin kochte sehr gut - und die frische gute Luft taten ihr Übriges an mir. Ich erholte mich bald. Zwei Kilo Brot konnte ich am Tag nicht essen und ich brachte das übrige Brot meinen Eltern. Mutter wusste es zu verwenden. Zu Mutter kamen jeden Tag Hungrige, meistens Kinder, und diese bekamen Brot und Speise von Mama. Da ich mit meiner Arbeit nicht viel zu tun hatte, es waren ja nur drei Traktoren, malte ich weiter Porträts und wurde dadurch im Dorf allgemein bekannt.

Als ich zum ersten Mal meine Fünftagesabrechnung ins MTS-Kontor bringen musste - die Entfernung betrug sieben Kilometer - gab man mir ein junges, mageres Pferd zum Reiten, aber ohne Sattel. Ich stieg auf und trottete los. Die ersten zwei Kilometer ging's in einem langsamen Troster, dann nur noch im Schritt und nach der Hälfte des Weges stellte es sich überhaupt und ging keinen Schritt weiter. Ich musste

absteigen und das Tierchen am Zaun einfach schleppen.

Als ich mein Ziel mit Müh und Not erreicht hatte, das Kontorgebäude war gleich das erste an der Straße, die in die Mitte des Dorfes einbog, band ich mein Pferdchen auf der Straße am Pferdestand an und ging ins Kontor durch den Anbau und kam in einen Korridor. Da waren noch drei Türe mit den Anschriften: Direktor, Agronom und Buchhalterei. Ich öffnete die Tür zur Buchhalterei und oh, Himmel und Welt! Was sah ich da? Gegenüber der Tür, hinter einem großen Schreibtisch, saß ein Engel. Ein wirklicher schöner, heiliger Engel in Mädchengestalt. Und zu diesem Engel, der Alma Pudwil hieß, musste ich mich wenden. Ich grüßte, an beiden Seiten des Engels standen noch etliche Tische an denen junge schöne Mädchen saßen, aber nur den Schatten von Alma darstellten, und setzte mich auf den Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand.

So lange, wie Alma in die Papiere schaute, besah ich sie ganz und vielleicht auch durch und durch: ein wunderbar schönes Gesicht aus Milch und Blut, akkurat gekämmtes blondes Haar, Brüste die Wärme ausschieden. Ihre Aura wirkte in einem weiten Kreis. Jenes Mal kannte ich das Wort sexuell noch nicht. Auf dem Rückweg flogen mir Millionen Fragen durch den Kopf. Ich bedauerte, dass ich mich in schmutzigen Kleidern, unrasiert und mit schmieriger Mütze den Mädchen zeigte und machte mir einen Plan, wie ich mich das nächste Mal vorstellen wollte. Als ich meinem Brigadenleiter David Schaf begegnete, sagte er: „Na, gell, die Alma is e schenes Medche“, und lachte dabei zufrieden. „Ewer die hot einen Kavaler“. Und er nannte den Namen des glücklichen Jungen.

Am Abend ging ich nach Asowo zu meinen Eltern, es waren ja nur drei Kilometer, und bat Mama dann am Morgen heißes Wasser bereit zu haben. In meiner Brigade war ein Mädchen, die Traktoristin Alexandra (einfach Schura gerufen). Schura bat mich, für sie ein Porträt ihres Jugendfreundes zu vergrößern, der jetzt im Arbeitslager war. Sie gab mir ein Foto auf dessen Rückseite „Alexander Pudwil“ geschrieben stand. Oh, es ging ein Freudenschuss durch mich. In drei Tage hatte ich das Bild fertig, gab es aber dem Mädchen nicht ab.

Am nächsten Abrechnungstag ging ich zum Pferdestall und bat die Pferdewärter um ein gutes Reitpferd. Sie sattelten den Fuchshengst, mit dem der Kolchosleiter im zweirädrigen Wagen fuhr. Der Mann, ein Leningrader-Evakuiertes, war schon alt und benutzte das Pferd nur bei Notwendigkeit, das heißt, nur wenn er ins Parteikomitee gefordert wurde.

Die Pferdewärter halfen mir, aufzusteigen, denn das wilde Pferd wollte keine Reiter auf sich setzen lassen. Ich ritt nach Asowo. Mama wartete schon auf mich. Ich badete mich, rasierte mich, brachte mein Haarbüschel in Ordnung - ich hatte lockiges dunkles Haar - und zog meine festliche Sommerkleidung an. In Papas lederne Aktenmappe legte ich die Papiere und die Zeitung mit dem Porträt. Mit Schlauheit kam ich gut auf mein Reitpferd, ich sagte der Mutter Tschüss und ritt davon. Auf einer Waldwiese begegnete ich einer Schar junger Mädchen beim Reigenspielen. Als ich an ihnen vorbei ritt - ich hielt das Pferd im Schrittgang wegen Gefahr, jemanden zu überrennen - ließen die Mädchen ihr Spiel im Stich und rannten mir nach und riefen: „Kakoj krasywyj Parenj!“, was im

russischen „Was für ein schöner Bursche" heißt. Unter ihnen war so ungefähr ein 13 Jahre altes, wunderbar schönes Mädchen. Ich schrie selbst nicht, aber in mir schrie es: „Was für eine schöne Dirn!"

Bei prächtigem Wetter auf gradem Weg durch Wald und Wiese, bei Vögelgesang und Gesang meiner Seele, ritt ich meinem Traumglück entgegen. Als ich an die Stelle kam, sprang ich vom Pferd, wie ein echter Reiter, band meinen Hengst an und ging mit festem Schritt ins Kontor. Die Mädchen hoben wie bei Kommando die Köpfe, starrten auf mich mit gespreizten Augen, ihre Wangen färbten sich rot, dann schlugen sie die Augen nieder, als wären sie bei einer schlechten Tat ertappt worden. Ich grüßte, ging zu Almas Tisch und setzte mich. Ich merkte, dass Alma auch überrascht war. Die Zeitung mit dem Bild legte ich auf den Tisch und nahm aus der Zeitung die Abrechnungen. Alma prüfte wieder alles genau und als unser formelles Gespräch zu Ende war, es dauerte nicht länger als 15 Minuten, verabschiedete ich mich und ging. Die Zeitung mit dem Bild „vergaß" ich aber. Als ich aus dem Zimmer war, ließ ich die Tür eine Handbreit geklafft und konnte sofort hören: „Alma, Alma, wer war das?" Die Antwort: „Es war der Tabellenführer aus Priwalnoje. Sein Name ist Stab, Artur Stab". Das weitere Gespräch konnte ich nicht mehr verstehen, denn sie begannen alle auf einmal zu sprechen und ich musste ja auch gehen.

Ich weiß nicht was mit meinem Hengst passiert war, vielleicht auch mit mir, aber mit einem Sprung saß ich auf, und als ich umdrehte und fort reiten wollte, blickten meine Augen gerade auf das Fenster gegenüber und ich konnte dem Bild, das ich da sah, nicht entweichen. Das Fenster stellte ein Gruppenporträt aus Mädchengesichtern dar. Ich winkte ihnen und ritt davon. Meine Eltern borgten von einer bekannten Frau ein Fahrrad (Tretwagen oder auch Reitwagen genannt). Ich brachte das alte, aber noch gute Ding in Ordnung und konnte dann den ganzen Sommer durch darauf fahren. Und als ich zum dritten Mal ins Kontor musste, fuhr ich mit dem Fahrrad. Ich richtete es so ein, dass ich eine halbe Stunde vor der Mittagpause ankam, so dass Alma „gezwungen" war, mich zu Mittag einzuladen. Sie machte mich mit ihrer Mutter bekannt. Frau Pudwil bedankte sich sehr für das Porträt. Da waren noch zwei kleine Schwesterchen, fünf und sieben Jahre. Ich wurde zum Mittagstisch eingeladen, von was ich mich auch nicht absagte. Ich überreichte der Mutter einen Laib Brot, den ich mitgebracht hatte. Des Brotes freuten sich die kleinen Mädchen sehr, denn sie hatten schon lange kein gebackenes Brot gesehen.

So wurde ich der Familie Pudwil zum Freund. Jedes Mal, wenn ich dahin kam, brachte ich ihnen einen Laib Brot, verrichtete in ihrer Wirtschaft eine Männerarbeit. Während der Kartoffelernte trug ich die Kartoffeln vom Garten und brachte sie in den Keller. Sonntagabends kam ich zur Diskothek und tanzte mit Alma.

Als ich an einem schönen Sonntagseptembernachmittag zu Pudwil zu Gast kam, traf ich bei ihnen Almas Bräutigam an. Wir begrüßten uns. Michail Matijeschin, so hieß der Junge, war wirklich ein bildschöner Junge: Hoch von Wuchs, eine athletische Gestalt, schön von Gesicht, blondes Haar. Ich verstand, dass ich diesen Jungen nicht ersetzen konnte. Wir unterhielten uns ungefähr eine Stunde, dann nahm ich Abschied und fuhr nach Hause. Michail war in Omsk in der Arbeitsarmee und durfte alle zwei Monate für einen Tag zu seinen Eltern nach Berdjanka. So hieß das Dorf, wo die MTS war. Sein Vater

Joseph Matijeschin war ein Österreicher Gefangener aus dem Ersten Weltkrieg. Er blieb in Sibirien und heiratete eine Russin. Das größte und schönste Haus in Berdjanka gehörte der Familie Matijeschin.

Ich besuchte die Familie Pudwil nur noch zwei Mal, denn am 22. September 1943 wurde ich zum zweiten Mal ins Lager befördert und Alma traf ich erst wieder rund nach vier Jahren. Es war in Asowo im September 1947 bei meinen Eltern. Die Wohnung meiner Eltern war bei der Staatsbank, wo mein Vater arbeitete. Ich malte gerade an einem Ölbild, als Mama herein trat und mich fragte: „Alma Pudwil ist geschäftehalber in der Bank. Hast du nichts dagegen, wenn ich sie zu Mittag einlade?“ Nach einer Weile kam wirklich Alma ins Zimmer. Es war noch die Schöne, aber nicht mehr ein Mädchen, sondern eine Frau. Wir begrüßten uns einander und unterhielten uns lange. Sie gestand mir, dass sie mit ihrer Heirat unglücklich sei, dass ihr schöner Mann ein wirklicher Despot sei, dass sie wegen seiner „guten Behandlung“ schon im Krankenhaus gelegen hätte, dass ihre Mutter sehr bedauerte, dass ich nicht Almas Mann wurde. Ja, Alma war mir sehr schade, aber jetzt konnte ich ihr nicht mehr helfen. Sie hatte auch schon zwei Söhnchen, Zwillinge, die später meine Schüler wurden. Ich fragte Alma nicht, was sie getan hätte. Es hatte jetzt keine Bedeutung mehr. Alma musste sehr früh sterben. Witwer Michail Matijeschin wohnt 30 Kilometer von Asowo entfernt, ganz allein, einsam und elendig erwartet er sein Ende. Wahrscheinlich muss er Büße tun.

Es gab in diesem Sommer, eigentlich Herbst, noch ein für mich unvergessliches, aber unbedeutendes Ereignis, oder kleines Schicksalsspiel. Die nächsten Nachbarsiedlungen von Priwalnoje waren Kasachenaulen (Kasachensiedlungen). Noch nicht lange her wollten ansässig gewordene Nomadenvölker nicht Landbauern werden. Deswegen mussten Nachbarsiedlungen ihnen das Land ackern, einsäen und abernten. Im gegebenen Fall waren es wir, die Priwalnojer Traktorenbrigade und die Siedlung Ksyl-Asker. Mitte September, als die Priwalnojer Felder abgeerntet waren, musste ein Traktor und eine Kombi mit Mannschaft nach Ksyl-Asker geschickt werden, um den Weizen einzuernten. Also am fünften Tag nach Beginn dieser Arbeit musste ich nach Ksyl-Asker kommen und die vollbrachte Arbeit der Mannschaft fixieren. Leider war mein Fahrrad kaputt und ich musste mich wieder mit dem Fuchshengst bedienen. Ich machte es wie immer, ritt zu Mutter, badete und brachte mich in ansehnliche Ordnung und ritt frohen Mutes dahin. Ich war nie in einem Aul gewesen und als ich dahin kam, sah ich nur Lehmhütten mit platten Dächern. Gerade Straßen gab es nicht, Höfe auch nicht, die Häuschen wurden hingebaut, wo es einem gefiel. Schmutz und Müll war keinen zu finden. Die Flächen waren meist mit Gras bewachsen. Das Getreidetenn, wo ich zuerst hin musste, war sogleich beim Aul.

Ich band mein Pferd an einen Stangenzaun an und ging zu den Mädchen. Es waren so circa zehn Personen, die da bei einer Handputzmaschine arbeiteten. Zwei drehten die Leier, zwei schütteten Korn auf, die anderen räumten weg u.s.w. Ich schaute ihnen eine Weile zu, sie reagierten auf mein Beachten nicht. Dann wandte ich mich an eines der außen stehenden Mädchen und fragte, wo denn die Waagenmeisterin sei. „Da liegt sie ja und schläft“, sagte sie und zeigte auf einen Weizenhaufen. Wirklich, da lag jemand auf dem Weizenhaufen in einen großen Schafspelz eingewickelt und schlief. Auf

meine Bitte, das Mädchen solle sie doch aufwecken, bekam ich die Antwort: „Tun sie's nur selbst.“

Es war nichts weiter zu tun, die jungen Dinger schenken mir keine Aufmerksamkeit mehr. Ich ging zum Haufen, bückte mich über den Pelz und deckte das Gesicht der Schlafenden auf. Nur einen Augenblick konnte ich das junge blühende Mädchengesicht sehen. Im nächsten Moment wurde ich von Hinten angestoßen und ich fiel mit meinem ganzen Körper auf das Mädchen und wurde sogar festgehalten. Mit meinem Gesicht fühlte ich die heißen Wangen des erwachten Mädchens. Mit meiner Brust fühlte ich ihre weichen, warmen Brüste. Bis wir uns beide herausgezappelt hatten und auf den Füßen standen, hatten uns die Mädchen umkreist, hielten sich an den Händen und tanzten im Reigen und sangen ein lustiges Lied dabei. Als dieses Balgen rum war und die Mädchen wieder an der Arbeit waren, erklärte ich wer ich bin.

Sie stellte sich auch vor: Katja (Katherine) Besruk aus Asowo. Ja, das war ja freudig, beide aus Asowo, also Landsleute. Wir verrichteten unsere Arbeit und ich ritt meinem nächsten Ziel zu: aufs Feld zu den Mähdreschern. Da gelangte ich gerade zum Mittagmahl, das man aufs Feld gebracht hatte. Die Männer luden mich zum Mittagessen ein, von was ich mich nicht absagte. Das Beste vom Tisch war der „Kumys“ (gegorene Stutenmilch). Ich wurde von den Männern zum Abendbrot eingeladen. Es gäbe ein kleines Festessen, denn sie hatten eine Flasche Schnaps aufgetrieben.

Als ich das Feld gemessen hatte, das schon abgemäht war, war mein nächstes Ziel, den Kolchosleiter aufzusuchen um seine Unterschrift auf die Abrechnung zu bekommen. Ich ritt guten Mutes zurück in den Aul, aber stellte mir nicht vor, welches große Problem ich vor mir hatte. Als ich schon zur Siedlung rein geritten war, begegnete mir ein Reiter, ein solider sympathischer Mann (Kasache) auf einem guten Apfelschimmelhengst. Wir hielten beide an (unsere Pferde begannen zu wiehern und tanzen), begrüßten uns gegenseitig und ich fragte ihn, ob er nicht der Kolchosleiter sei. Er sagte: „Nein, ich bin überhaupt nicht von hier“. Ich fragte weiter, ob er ihn nicht kenne und nicht wisse, wo er sei. „Ich kenne ihn nicht“, sagte er und jagte davon.

Ich ritt zum Kontor. Der Buchhalter konnte mir auch keine Auskunft geben. Seit Morgen hätte er ihn auch nicht mehr gesehen. Ich sah da, wie nicht weit von einem Kornspeicher Männer Korn abluden. Ich führte mein Pferd dahin und fragte einen jungen Mann in Soldatenuniform (doch wohl einen Verwundeten aus dem Krieg), den Leiter dieses Speichers, ob er den Kolchosleiter nicht gesehen hätte. „Nein, keine Ahnung“, sagte er und in der Ferne sah ich wieder den Reiter auf dem Grauschimmel. Ich fragte, wo der Kolchosleiter wohnte. Er zeigte auf eine massive Hütte. Die „verlassene“, aber solide Hütte war nicht umzäunt, hatte keinen Vorbau und kein Wirtschaftsgebäude. Ich öffnete die einzige Tür (aufs Anklopfen bekam ich keine Antwort). Oh, Himmel, was musste ich da sehen. Ein einziges großes Zimmer, ganz mit Teppichen ausgestattet, der Fußboden aus Teppichen. Anstatt Betten fast bis zum Boden gestapelte Bettsachen und Kissen. Keine Möbel, außer einem Tisch in der Mitte des Hauses, an dem eine Frau in einem langen, weiten weißen Kleid saß und auf einer Nähmaschine nähte. Sie schenkte mir keine Aufmerksamkeit. Wo ihr Herr ist, wusste sie nicht. Da stand ich nun ich anner

Tor und war so klug wie auch zuvor. Aber eines hatte ich dazu gelernt: Ich wusste jetzt, wie eine armselige Hütte von innen aussieht und sogar wie sie riecht. In diesem Zimmer war ein besonders anziehender aromatischer Geruch. Später sagte man mir, dass das der Geruch eines Grases sei, das die Kasachen sammelten und in den Zimmern trockneten.

Es ging schon dem Abend zu. Im September sind ja die Tage nicht mehr lang. Ich führte mein Pferd an den Zaun und dachte nach, was ich noch tun könnte. Da sah ich nicht weit entfernt, aus einer großen Hütte mit einem „hohen“ Dach, Kinder aus der Tür stürmen. Da kam auch ein Jungchen mit einem roten Pionierhalstuch und einem Ranzen auf dem Rücken an mir vorbei. Ich fragte den Jungen ob er Pionier sei und ob die Pioniere immer die Wahrheit sagten und ob er den Kolchosleiter kenne und wisse, wo er sei. „Dort reitet er ja“, sagte er und zeigte mit der Hand an mir vorbei. Ich drehte mich um und sah, wie der Reiter auf dem Grauschimmel, doch wohl, als er mich gesehen hatte, umdrehte und davon ritt. Mit Mühe stieg ich auf und jagte dem Reiter nach. In der Hälfte des Weges zu einem Nachbarsaul holte ich ihn ein und ich drückte ihm meine Unzufriedenheit aus. Auf meine Frage, warum er sich verstellte, fragte er mich, wer ich sei. Auf meine Antwort, dass ich der Tabelleführer aus Priwalnoje sei, sagte er: „Ja, das hättest du schon vorher sagen sollen. Ich glaubte, *du* bist ein Parteibevollmächtigter.

Wir ritten zurück ins Kontor, er prüfte und unterschrieb die Akten. Als ich dann wieder auf die Straße kam, war die Sonne schon untergegangen und ich beschloss beim „Bankett“ zu bleiben und zu übernächtigen. Ich übergab meinen Hengst dem Pferdewärter beim Pferdeschuppen. In dieser Weile kamen auch die Männer vom Feld und wuschen sich, dann gingen wir alle in ein langes Gebäude, wo ein langer Tisch (einfach Bretter auf Pfählen) stand, auf dem schon große Schüsseln mit Fleisch und Fleischbrühe standen und qualmten. Es kamen noch mehr Männer dazu, auch der Kolchosleiter war da. Ein guter Schnaps wurde jedem eingeschenkt und die Trapeze begann. Dann kamen ein Samowar mit kochendem Tee und ein großer Haufen Brötchen, gebacken nach Kasachischer Art. Das Essen war wirklich gut. Da kam die Hausherrin und sagte: „Komm, ich zeige dir, wo du schlafen wirst“. Sie führte mich nicht weit (überall brannten Petroleumlaternen), öffnete eine Tür und wir kamen in ein kleines Zimmer in dem auf dem Erdboden, aber auf Teppichen, ein breites Bett gelagert war. Zwei Kissen nebeneinander. Ich fragte, wozu ein doppeltes Bett. Sie schaute mich verwundert an und sagte: „Nun ja, aber Katja?“ und ging fort. Jetzt stand ich da und durch meinen armen Kopf, der auch ein bisschen beschwipst war, blitzten hundert unbeantwortete Fragen: „Kann das die Idee von Katja sein?“ Ich bin mit ihr erst ein paar Stunden bekannt, oder ist es bei den Kasachen so üblich, die Gäste alle unter einen Decke schlafen zu lassen. Meine letzte Antwort, die mir einkam war: „Die glauben, ich sei der Bräutigam Katjas und wollen mir zuvorkommen.“ Ich nahm meine Mappe, schloss leise die Tür hinter mir, suchte mein Pferd auf, sattelte (zum Glück brannten im Stall Laternen) und mein Gaul brachte mich im Stockdunkeln zu seinem Stall. Ich ging in dieser Nacht noch zu Fuß nach Asowo. So sah der Schicksalspass aus.

Am anderen Tag brachte ich meine Akte ins MTS-Kontor, wo ich Alma zum letzten Mal sah, wie auch Katja Besruk. Am nächsten Tag bekam ich eine Vorladung zur Abfahrt ins Arbeitslager und am 22. September wurde ich und noch eine ganze

Mannschaft aus deutschen Frauen und Mädchen und Männern und Jungen, die jetzt beigewachsen waren, nach Omsk gebracht wo wir drei Wochen in Waggons wohnten, nichts taten und warteten bis noch „Kämpfer“ aus den nördlichen Rayons angekommen waren. Diese drei Wochen waren für uns Mobilisierten ein Fest, denn wir waren nicht unter Wacht und konnten gehen, wohin wir wollten und tun, was wir wollten. Morgens kamen Werber und wer da Lust hatte konnte arbeiten gehen. Dafür bekam jeder am Abend ein Kilo gebackenes Brot. Ich ging auch, solange es möglich war.

Am 9. Oktober, zu meinem 22. Geburtstag, kam meine Mutter 50 Kilometer zu Fuß zu mir und brachte etliche Lebensmittel. Mama traf eine ihrer Freundinnen, die auch im Zug war, und zwar Amalia Weschenfelder, deren Nichte ich im Sommer 1941 photographiert hatte. Mutter übernachtete im Waggon bei Frau Amalia und am anderen Tag ging sie wieder zu Fuß zurück nach Asowo. Und wir wurden nach ein paar Tagen abgefördert. Aber das ist eine andere Geschichte...

Am 20. Oktober ging unser Zug endlich ab in Richtung Westen. Von Omsk bis zum Ural sind es 1.000 Kilometer. An jeder großen Station wurden Waggons mit deutschen Männern und Frauen an unseren Zug angekoppelt. Dann ging es durch den Ural und dann nach Norden, immer durch hohe Nadelwälder. In den Abständen zwischen den Eisenbahnstationen lagen an beiden Seiten der Eisenbahngleise nur Lagerzonen mit Häftlingen, die im Wald arbeiten mussten. Je höher wir nach Norden kamen, desto kälter wurde es. Wenn es im Süduural noch Frühherbst war, war es im Mittelural schon Spätherbst. Und als wir am 8. Tag die Tundra erreichten, war es schon echter Winter mit ganz kurzen Tagen.

Als wir in Workuta (Stadt im Polarkreis auf der linken Seite des Norduralgebirges) ankamen, war es dunkle Nacht, obwohl es erst 17 Uhr war. Unser und noch etliche andere Waggons wurden an die zweite Kohlengrube geschoben und ca. 500 Mann (auch Frauen) wurden in eine Lagerzone gebracht und mit 200 Mann Häftlingen vermischt. Die Deutschen wurden getrennt von den Häftlingen (zumeist Russen) in Baracken untergebracht. In den ersten Tagen (eigentlich Nächten) wurden wir von den Häftlingen ausgeplündert. Aber nach zwei Monaten wurden diese in andere Lager gebracht. Am zweiten Tag mussten die meisten Männer und Frauen in die Kohlengrube. Ich kam zu den Medizинern und wurde im Lazarett als Sanitäter eingestellt. Aber in der Grube mussten auch wir an jedem Monatsende drei bis vier Schichten arbeiten.

Wenn die Grubenarbeiter ihr Monatsoll nicht erfüllt hatten, mussten wir nachhelfen. Wenn das Soll erfüllt war, mussten wir helfen, das Soll übererfüllen. Gewöhnlich mussten wir in die Nachtschicht, damit wir am Tag unsere Pflichtarbeit erfüllen konnten. Zum Schlafen gab es da wenig Zeit. Aber in vielen Hinsichten war es im Workutlagersystem besser als im Iwdel-Lager. Die Wohnverhältnisse waren etwas besser, jeder hatte eine eigene Pritsche. Die Kumpels bekamen zwischen 800 Gramm und 1,2 Kilogramm Brot, dazu noch gekochte Speisen - aber wieder ohne Schmalz, Obst und Gemüse. Von Fleisch und Milch konnte keine Rede sein. Die Dienstleistungsbrigade bekam 0,6 Kilogramm Brot, das die Hauptspeise darstellte. Verhungern brauchte man nicht, aber man wurde auch nicht satt. Die große Kälte und der lange Winter verstärkten



den Hunger.

Da ich am Anfang des langen Winters gekommen war, will ich kurz die Natur und das Klima im Polarkreis beschreiben. Als wir Anfang November dorthin kamen, war es schon vollständig Winter. Die Schneeschicht war schon kniehoch. Die Tagesdauer betrug vier Stunden. Die Sonne zeigte sich nicht über dem Horizont. Der Tag war eigentlich nur eine Morgenröte. Um die Dezembersonnenwende bestanden die Tage aus einer Stunde Morgenröte und noch einer Stunde Abendröte, dann wurde es wieder Nacht. Es gab aber auch viele weiße Nächte, wenn die „Leuchtgeister“ am Himmel ihr Spiel verrichteten, das heißt, wenn die Nordlichter leuchteten. Das war ein unbeschreibliches Naturereignis. Da hing der Himmel voll seidener, vielfarbig leuchtender Schleier, die sich flatternd vom Horizont erhoben und im Zenit verschwanden. Und so trieb stundenlang ein Schleier den andern. Die Bilder bereiteten einem Freude, wenn man nicht hungrig war. Da hatte ich die Erfahrung aus dem Ural. Dort war die Landschaft auch wunderschön, aber wenn einem der Hungertod aus den Augen schien, sah man die Schönheit der Umgebung nicht. Nach vielen Jahren begegnete ich einem Mann, der mit mir zusammen im Iwdel-Lager war. Er erzählte mir, dass er nach Jahren nach Iwdel zu einem seiner Verwandten zu Gast gefahren war und die schöne Natur bewunderte, die er erst dann entdeckte.

Im ersten Winter schien es mir in Workuta interessant, wie lange es Winter sein kann. Es vergingen die Monate März, April und Mai, in denen es schneite und stürmte. Erst Ende Mai begann der Schnee zu tauen und Anfang Juli wurde die Tundra grün und begann zu blühen. Welch ein wunderbar schönes Bild, als die Tundra zu blühen begann! Die Täler sahen aus, wie unendlich große bunte Teppiche. In der Weite sah man schneebedeckte Hügel. Die Bergspitzen glimmerten Tag und Nacht in der Sonne. Es gab auch unbeschreiblich bunte Blumen verschiedener Größen und märchenhafter Formen, die keinerlei Geruch hatten. Diese Schönheit währte aber nicht lange, nur zwölf bis 15 Tage. Nach ein oder zwei Wochen (Anfang Juli), in denen es sonnig und warm war, trat gewöhnlich Regenwetter ein. Seltsam war es, dass es von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends regnete und stürmte, nachts aber dann der schönste Sonnenschein herrschte. Als die Erwachsenen während der sonnigen Nächte schliefen und der Straßenverkehr sich einstellte, führten die Kindererzieher die Kinder auf die Straßen. Die kleine Stadt verwandelte sich so in einen großen Kindergarten. Tagsüber schliefen die Kinder in ihren weichen Bettchen bei Regen und Wind. Woher sie wohl kamen und wem sie wohl gehörten? Das waren die Kinder der Freien. In Workuta gab es zwei Gesellschaftsklassen, die Freien und die Häftlinge, die die Mehrheit darstellte. Wir Deutsche gehörten zu den Häftlingen. Keiner durfte ohne Ausweis oder Begleitposten aus der Zone gehen.

Hier eine Erinnerung: Ein 16jähriger Junge, Johann Hess, der mit mir zusammen aus Asowo kam, sah gleich hinter dem Stacheldrahtzaun Preiselbeeren an einer Stelle wachsen, wo der Schnee schon getaut war. Die Preiselbeersträucher vertrockneten im Herbst nicht. Und wenn ihre Beeren nicht gepflückt werden, bleiben sie bis Frühling frisch an den Sträuchern hängen, bis sie von Vögeln, Bären oder Menschen gegessen werden. Die vollen roten Beeren wirkten anziehend auf den Jungen und er riskierte, sie zu pflücken. Zuerst pflückte er diejenigen, die sich in Armnähe befanden. Aber es gab noch andere, die er nicht erreichen konnte und so wagte er es, unter dem Stacheldrahtzaun

hindurch zu schlüpfen. Als er aber draußen war, knallte es aus dem Wachturm und eine Kugel durchbohrte den rechten Oberschenkel des Jungen. Zum Glück blieb die Kugel nicht stecken und verletzte auch nicht den Knochen. So wurde der Junge wieder gesund. Dieses Beispiel berichte ich, um zu zeigen, in welcher Lage wir uns befanden.

Aber in Russland gab es keine Regeln ohne Ausnahmen. Und eine Ausnahme war auch ich. Es musste einer sein, der die Verbindung mit dem Zentrum und anderen Zonen herstellte. So bekam ich einen Ausweis, mit dem ich zu beliebiger Zeit in jede Richtung gehen konnte. Und zwar gehen im eigentlichen Sinn des Wortes, denn Verkehrsmittel gab es kaum. Einmal pro Woche musste ich irgendwohin gehen und manchmal betrug die Strecke bis zu 15 Kilometer. Überall musste man an Wachposten vorbei. Einmal trug sich folgender Fall zu: Mein Ausweis musste jeden Monat erneuert werden. Und einmal geschah es, dass der Aussteller mein Geburtsjahr verwechselt hatte. Anstatt 1921 trug er 1901 auf das Papier. Ich achtete nicht darauf. Als ich mit diesem Ausweis das erste Mal ausging, wurde ich vom Kontrollposten festgenommen und unter Flinte eines Begleitsoldaten zum Stab geführt, ungefähr fünf Kilometer weit. Schrecklich oder gefährlich war dieser Vorfall zwar nicht, aber ich verlor die Zeit und musste meine Arbeit am nächsten Tag verrichten.

Einmal bat mich ein junges Mädchen namens Ida Maier, sie in ein gewisses Lager mitgehen zu lassen, um einen Verwandten zu besuchen. Sie hatte einen eintägigen Ausweis bekommen. Als wir zum ersten Wachhäuschen kamen und unsere Ausweise vorzeigten, meinte der Wächter nach langem Beschauen unserer Papiere: „Nicht umsonst sind die Deutschen so gute Krieger. Die haben sogar militärische Namen - Stab und Major.“ (Im Russischen kann man Meier „Major“ lesen).

Trotz aller Schwierigkeiten und Mühen hatte ich bei meinen „Dienstreisen“ interessante Begegnungen. So zum Beispiel im Februar 1944, als ich am Nachmittag nach erfüllter Arbeit in mein Lager zurückkehrte. Ich schlug einen kürzeren Weg ein als üblich und ging den Bahngleisen entlang. Dieser Weg war kürzer, aber gefährlicher. Einmal kam ich an eine Stelle, die eher einem Tunnel ähnelte. Der Schnee bildete eine so hohe Wand, dass man sie weder überschreiten noch übersehen konnte. Als ich da so ging und das „Werk“ bewunderte, hörte ich plötzlich eine Lok. Ich lief schneller, um vor dem Zug aus der Enge herauszukommen. Glücklicherweise war da eine Nische in der Schneewand. Ich stellte mich in die Nische und ließ den Kohlefrachtzug passieren. Als ich aus der Enge herauskam, sah ich eine Mannschaft Schnee von den Gleisen schaufeln. Als ich näher kam und die Männer grüßte, sah ich, dass das einmal Männer gewesen waren. Alle waren abgemagert und mit bleichen Gesichtern.

Den Männern, die von der schweren Arbeit als Kumpel erschöpft waren, wurde befohlen, an der Oberfläche zu arbeiten, wo man größere Rauchpausen machen konnte. Rauchpausen bedeuteten Ruhepausen. Als ich mich mit den Männern unterhielt, stand ich nicht weit abseits eines jungen Mannes, der sich nicht in das Gespräch einmischte. Als ich ihn genauer anschaute, erkannte ich ihn, nicht ohne Freude und Verwunderung. Es war mein ehemaliger Arbeitskollege und Rivale aus Silberfeld. Er sah sehr schlecht aus. Man konnte sagen, er war nur noch der Geist des gesunden frohen Jungen Fedja Neumann. Ich

begrüßte ihn freundlich und wir erkundigten uns gegenseitig über unser Ergehen. Fedja sagte mir, dass es in der Grube zwar schwer gewesen sei, man aber mehr zu Essen bekäme. Jetzt brauche er weniger zu arbeiten, bekäme aber noch weniger zu essen. Außerdem habe er im Schacht eine Beinverstümmelung bekommen. Sobald es besser werde, wolle er wieder in die Grube. Ich fragte ihn, ob er morgen wieder hier sein würde. Der Brigadier bestätigte das.

Ich verabschiedete mich und ging schnellen Schrittes „nach Hause“. An diesem Tag besorgte ich eine Tagesportion Brot für einen Kumpel (1,2 Kilogramm) und am anderen Tag, nachdem ich meine Pflicht erfüllt hatte, ging ich geradewegs auf den Gleisen und erreichte nach einer Stunde die Mannschaft. Fedja kam mir langsam und unsicher entgegen. Wir grüßten einander und als ich ihm das Brot überreichte, nahm er es mit zitternden Händen. Sein Gesicht verzog sich, die Lippen begannen zu beben und plötzlich brach er in Tränen aus. Ich verstand, dass er etwas sagen wollte und endlich brachte er deutlich hervor: „Aber wir wollten dich doch erschlagen! Kannst du dich an die Nacht erinnern, als du von Frieda nach Hause gingst?“

Ja, das Bild blitzte vor meinen Augen auf, wie ein Lichtbild auf einer Leinwand. Aber ich war nicht erschrocken. Auf meine Frage, warum sie es nicht vollbracht hatten, sagte er: „Du gingst so sicher und unbesorgt dahin und hieltst die rechte Hand in der Brust. Da dachten wir, du hättest eine Pistole. Albert Hass, der die Tat verrichten sollte, sagte sich auf einmal ab. Nicht ohne Grund, meinte er, seien sie von der Wolga verschickt worden“. Mit diesen Worten endete unser Dialog. Ich überreichte Fedja noch etwa Rauchtabak und bot auch den anderen Männern Tabak für eine Zigarette an. (Tabak war in den Lagern das teuerste, ähnlich wie Gold in der Freiheit, und diente als Währung. Die Einheiten bestanden in Zigaretten und Zündholzschachteln voll Tabak. Für eine Zigarette bekam man etwa 200 Gramm Brot, für zwei Schachteln Tabak eine Wintermütze, für fünf Gläser Tabak einen neuen Arbeitsanzug.) Ich bekam von Papa Pakete mit Tabak, aber ich verschenkte den Tabak. Nur einmal „kaufte“ ich mir einen neuen Arbeitsanzug.

Wir verabschiedeten uns, ich dachte nach, was in jener Nacht hätte passieren können. Lange noch klangen in mir die Bilder jener Nacht und die Begegnung mit Fedja in der Tundra nach. Das war im Februar. Im März hatte ich nochmals eine interessante und freudige Begegnung. Bei der Kohlengrube gab es einen so genannten medizinischen Punkt zur Leistung erster medizinischer Hilfe bei Unglücksfällen im Schacht. Es trug sich zu, dass ich einen Arztgehilfen aus dem Medpunkt in einer Tagesschicht ersetzen musste. Im März waren die Tage schon lang. Zum Glück gab es an diesem Tag keine Unfälle und ich verbrachte die Zeit mit Romanlesen. Ich las den Roman „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers. Da öffnete sich die Tür und ein hoher Junge trat in die Kammer. Er grüßte. Ich beschaute ihn von oben bis unten. Er hatte eine Mütze mit Ohrenklappen auf, trug eine Wattejacke, Watterhosen und Filzstiefel an den langen Beinen. Also war er kein Kumpel. Ich fragte ihn, woher er komme und über was er klage.

„Ich bin aus einer Kohleladekolonie. Wir laden Kohlen in die Waggonen. Ich habe Magenschmerzen.“

„Mein Lieber, du bist ein Fremder. Deswegen kann ich dir keine Freistellung geben,

aber helfen muss ich dir. Ich kann dir gute Magentropfen geben. Aber zuerst muss ich dich in mein Register einschreiben. Wie ist dein Name?"

„Paustjan.“

In mir stieg das Blut hoch.

„Du bist doch der Robert?"

„Ja, und du bist der Artur?"

Oh großer Himmel! Wir umarmten uns. Der Junge war höher als ich. Ich hatte ihn zum letzten Mal als 13jährigen Schuljungen gesehen. Er kleidete sich aus. Wir setzten uns an den Tisch und begannen zu reden. Zuerst erzählte er mir, dass seine Mutter und seine Schwester Natalia bei Nowosibirsk wohnten, dass Natalchen einen medizinischen Kurs beendet hatte und in einem sibirischen Dorf als Feldscherin (selbständig arbeitende Arzthelferin) arbeitete. Über seinen Bruder Alexander, meinen alten Schulkameraden, könne er nichts sagen. Den letzten Brief hätten sie im August 1941 von der Front bekommen. Mutter hätte schon an alle Weltenden geschrieben, aber niemand wüsste, wo er sei. Wir dachten, dass er entweder umgekommen oder in Gefangenschaft geraten sei. Sollte er aber gesund und in Russland sein, dann hätte er uns verloren, denn er kannte ja nicht unsere Adresse - und wir nicht die seine. Wir unterhielten uns rund zwei Stunden. Ich stellte ihm einen Krankenausweis aus und wir verabschiedeten uns unter der Bedingung, uns noch öfters zu treffen.

Die nächste Begegnung kam aber erst im Juni 1945 zustande, als der Krieg schon vorbei war. Ich war inzwischen in einem anderen Lagerpunkt. Robert kam stracks zu mir zu Gast. Das konnte man zu diesem Zeitpunkt schon fertig kriegen. Er sagte mir, dass er Kraftfahrer sei und seine Mutter und Natalia gesund seien. In diesem Sommer kam er zu mir auf seinem LKW „Studebaker“. Er gestand mir, dass er eine liebe Freundin habe und bald heiraten werde.

An einem schönen Junitag 1946, der Schnee war schon vertaut, ging ich nach beendeter Arbeit auf die Außentreppe, um frische Luft zu atmen. Da sah ich einen Mann auf der Straße, der in meine Richtung eilte. Als er mich sah, begann er zu laufen und ich erkannte in ihm Robert. Er holte aus der Tasche etwas Weißes und wedelte damit. Ich dachte, es wäre ein Taschentuch. Als er mich schon schwer schnaufend erreicht hatte, reichte er mir einen Briefumschlag und gab ihn mir ohne Begrüßung. „Da, lies mal!"

Ohne große Umstände zu machen, entnahm ich den Brief aus dem Umschlag und las: „Guten Tag Robert. Mit herzlichstem und freundlichstem Gruß - Dein Bruder Alexander. Lieber Bruder, ich befinde mich in einem Arbeitslager bei Nowosibirsk, wohin man mich von der Front gebracht hat. Ich arbeite schon seit fünf Jahren unter Wacht in einer Fabrik. Nach den Arbeitsstunden ist es uns erlaubt, Küchengeschirr aus Aluminium zu fertigen. Am Monatsende geht damit jemand von uns mit Erlaubnis unseres Chefs in die umliegenden Dörfer und handelt dafür Lebensmittel ein. Vor kurzem war ich an der Reihe. Ich ging von einem Dorf in ein anderes. Einmal hatte ich die Gelegenheit, mit einer Fuhre mitzufahren und ich wagte es, ziemlich weit in ein großes Dorf zu fahren. Als ich meine Ware los war und heimgehen wollte, war es schon Abend und ich wäre spät in die

Nacht zurückgekommen. Ich fragte einen Vorbeigehenden auf der Dorfstraße, ob es in dem Dorf eine deutsche Familie gäbe. Da zeigte er mir ein Haus mit den Worten: "Da, im Medpunkt (medizinischer Punkt) wohnt die Feldscherin mit ihrer Mutter. Sie sind Deutsche, sonst kenne ich keine." Ich dachte, es sei nicht ganz angenehm, nur Frauen. Sie könnten mich abweisen. Mein Gewissen sagte nein, aber meine Beine trugen mich dorthin. Ich musste zweimal an die Außentür anklopfen bis die Tür geöffnet wurde. Und als die Tür schon weit auf war, stand meine Mutter vor mir!"

Zwar endete damit nicht der Brief, aber das Ende habe ich vergessen. Wir saßen an diesem Nachmittag lange zusammen und erzählten uns Erinnerungen. Sechs Jahre lebten Mutter und Sohn so eng aneinander und wussten nichts voneinander. Wie viel Leid mussten sie durchleben, wie viel Nerven hat es sie gekostet. War das nötig? Aber wenn man an tausende anderer Mütter denkt, die ihre Söhne im Krieg verlieren mussten, so war doch Paustjans Mutter höchst glücklich. Danach trafen wir uns mit Robert ganz wenig und nach einem Jahr wurde ich frei und fuhr nach Sibirien zu meinen Eltern, wo eine neue Periode meines Lebens begann. Von Robert und Paustjan habe ich nie wieder etwas erfahren.

Da gibt es noch eine wahre Geschichte, die ich nicht vergessen habe, die Geschichte meines letzten Kinder- und Jugendfreundes Jakob Schreiner. Als ich die ersten Tage in der ersten Klasse „studierte“, war da ein Junge, der so schön Pferde malen konnte. Er brachte seine Malhefte mit in die Schule und zeigte sie uns. In den Heften waren nur Pferde in den verschiedenen Rakursen dargestellt. Aber alle Zeichnungen waren nur mit Graphit gezeichnet. Von Farben wusste der Junge nichts. Nach zwei Monaten verschwand er. Es vergingen 6 Jahre. Und als ich aus Dittel (ich schrieb bereits von diesem Dorf) wieder in mein Heimatdorf Hussenbach zurückkam und am ersten Schultag in der 7. Klasse war, da war auch wieder der Pferdemaal Jakob Schreiner. Es stellte sich heraus, dass die Jakobs Familie in ein anderes Teil des Dorfes umgezogen war und Jakob in eine andere Schule gehen musste.

Jetzt malte Jakob nicht nur Pferde, sondern auch andere Bilder. Als er erfuhr, dass auch ich gut malen konnte, besonders Aquarelle, „hing“ er sich einfach an mich. Uneingeladen besuchte er mich zu Hause. Ich fürchtete, Mutter würde dagegen sein, aber es kam umgekehrt. Mutter empfing den Jungen immer freundlich und da meine Interessen mit Jakobs Interessen übereinstimmten, wurden wir bald untrennbare Freunde. Wir leisteten viel Arbeit für die Schule und galten bald als die "Schulmalkünstler". Wir beendeten zusammen 9 Klassen.

Bei Jakob klappte es mit der Muttersprache nicht. Er konnte keinen Text ohne Fehler schreiben. Und da wir noch für das Lernen bezahlen mussten und Jakobs Eltern arm waren, verließ er die Schule und „machte“ (so sagen wir im Dialekt zu übersiedeln) nach dem Nordkaukasus, wo er ein Jahr in einer Textilfabrik arbeitete. Als er im Herbst 1939 zurückkam, war er gekleidet wie ein Pastor (auch ein Volksausdruck). Er übernahm eine Stelle als Lagerleiter in der Konservenfabrik, ich begann die Tätigkeit eines Lehrers. Nach den Arbeitsstunden waren wir fast immer zusammen und beschäftigten uns mit Malstudien während andere Jungen Fußball spielten oder einfach Unfug trieben.

Im Herbst 1940 wurde Jakob zum Militärdienst einberufen und kam in die Mongolei in ein sowjetisches Truppenteil, in die Artillerie. Wir führten ständig Briefwechsel. Ich besuchte oft seine Eltern bis wir im Herbst 1941 ausgesiedelt wurden. In derselben Zeit wurde Jakobs Truppenteil an die Front geschickt, aber die Soldaten deutscher Nationalität wurden im Osten in die Arbeitslager gebracht. Unterwegs im Zug traf Jakob einen Frontsoldaten, der bei seinen Eltern einen kurzen Urlaub verbrachte und bereits wieder zur Front ging. So kam es, dass Jakob den Ausweis des Frontsoldaten in Sicht bekam. Im Arbeitslager zeichnete Jakob für sich und seinen Freund einen Ausweis mit Unterschrift und Siegel und eines Abends im Oktober 1941 kamen sie nicht mehr ins Arbeitslager zurück. Sie gingen des Nachts an die nächste Eisenbahnstation und schafften sich auf einen Frachtzug. Aber nach ca. 1.500 Kilometer wurden sie im Ural ertappt und eingekerkert. Bald wurden sie zu 10 Jahren Freiheitsentzug verurteilt und wieder nach Sibirien in ein Konzentrationslager geschickt. Der Unterschied zwischen Konzentrationslager und Arbeitslager für die deutschen Mobilisierten war ganz klein und bestand nur darin, dass die Häftlinge eine Bußfrist hatten und die Deutschen nicht, also unendliche Qual. Jakobs Gerissenheit half ihm in Schwierigkeiten.

Im Lager angekommen, gab er sich als Ofensetzer aus, obwohl er nur einmal in seinem Leben sah, wie ein Ofen gebaut wurde, und da war er noch ein Kind und schaute zu, wie man in dem neuen Haus seiner Eltern einen Ofen setzte. So kam er zur Betreuungsdienstbrigade und brauchte nicht Holz zu fällen. Einmal musste er in einer Baracke den Ofen umbauen, in der eine Frau als Stubendienerin war. Die Frau musste eigentlich die schwerste Arbeit tun. Als sie ins Gespräch kamen, verstanden beide, dass sie Deutsche waren und so gingen sie ins Deutsche über. Jakob begann zuerst die Frau auszufragen und sie erzählte: „Ich bin aus einem deutschen Dorf, aus Silberfeld, unweit von Omsk und war in einer Feldbrigade Köchin. Einmal schickte man zu uns aufs Feld eine Gruppe Studenten, um beim Ernten zu helfen. Diese Jugendlichen waren sehr undiszipliniert. Einmal, beim Mittagessen, begannen sie, sich mit Suppe zu bespritzen und es kam so weit, dass sie sich mit Schüsseln voll Suppe beschütteten. Als ich das sah, sagte ich: "Na was macht ihr denn da für eine Schweinerei?" Da schrie einer: "Die Deutsche hat uns russische Schweine genannt, habt ihr's alle gehört?" Und die Studenten erdichteten eine Klage und unterzeichneten sie alle. Deshalb muss ich hier fünf Jahre abbüßen. Und woher kommt du?"

„Ich bin von der Wolga. Mein Dorf heißt Hussenbach.“

„Oh, Hussenbacher gibt es in Silberfeld viele. Da sind drei Brüder, die können so schön auf Streichinstrumenten spielen.“

„Heißen die nicht Artur, Bruno und Eduard?“

„Ja, es sind die Stabs.“

Weiter brauche ich die Szene nicht zu beschreiben. Es ist leicht, sich auszumalen und zu verstehen, was in Jakobs Seele vorging. Meine Eltern bekamen von Jakob einen Brief. Vater wusste, dass Jakobs Eltern nach Tjumen (500 Kilometer westlich von Omsk) kamen. Vater suchte sie durch die Behörden auf bis endlich die Verbindung mit seinen

Eltern hergestellt war.

Nicht lange brauchte Jakob Öfen setzen. Bald wurde er als Maler angestellt, denn es musste viel anschauliches Agitationsmaterial geschaffen werden. Gleich nach Kriegsende wurden Jakob und Frau Maria Zismann amnestiert und im April 1946 waren schon beide zu Hause. Jakob in Tjumen, Maria in Silberfeld. Jakob hatte als zielstrebig und lebenslustiger Mensch in seinen Jahren, die er in Tjumen verbracht hatte, Glück. Wieder bekam er eine Anstellung als dekorativer Kunstmaler und sein Lohn übertraf den anderer Arbeiter. Als Anführer in der Familie baute er mit seinem Bruder ein großes, hölzernes Haus mit drei Wohnungen. Er heiratete noch im ersten Jahr nach seiner Befreiung und erzog eine Tochter und zwei Söhne. Die Familie Lilli lebt in Hameln in Deutschland. Jakob und seine Frau Emilie sind beide dort beerdigt.

1999 war ich zum letzten Mal zu Gast bei Jakob. Jakob und ich sind uns gegenseitig dankbar. Einer hatte den anderen zu guten Taten angespornt. Jakobs Vater war oft dagegen, dass Jakob sich mit der Malerei beschäftigte. Aber am Ende gestand er ein, dass er Unrecht hatte. Jakobs letztes Werk ist die Renovierung eines großen Denkmals in einer Stadt auf der deutschen Insel Sylt.

Als im Mai 1945 der Krieg zu Ende war, waren wir deutsche Arbeitersoldaten der Meinung, dass wir bald befreit werden würden. Aber nichts dergleichen geschah. Wir blieben noch lange dieselben Trudarmisten, aber mit dem Status eines Häftlings. Ab Januar 1946 bekamen wir einen anderen Status, nämlich den eines Sonderaussiedlers. Das war soviel wie eine Verbannung auf ewig. Wir wurden unter die Aufsicht einer Kommandantur gestellt, wo wir uns jeden Monat einmal melden mussten. Ansonsten waren wir freie Menschen wie alle, aber nur innerhalb eines kleinen Reviers. Die Stacheldrahtzäune und die Wachttürme wurden liquidiert, aber wir wohnten wie zuvor in den schmutzigen Baracken auf unseren Pritschen. Von Auswandern konnte keine Rede sein. Es hieß, wer Familie habe, könne diese zu sich kommen lassen. Nur wer bejahrte Eltern hatte, die keine Unterstützung erhielten, konnte entlassen werden. In diese Kategorie kam auch ich und nach langem Ersuchen bekam ich im August 1947 die Erlaubnis, meine Eltern zu besuchen. In den zweieinhalb Nachkriegsjahren, die ich noch in Workuta verbringen musste, hatte ich noch viele unverhoffte und interessante Begegnungen mit alten Landsleuten und früheren Mitschülern. Aber das sind so kurze Geschichten und ich möchte den Leser nicht damit überfordern.

Auch wenn sich in den Nachkriegsjahren die Nahrungsmittellage gebessert hatte, so bestand doch weiterhin Not an Kleidung. Ich handelte mir einen einstigen Anzug eines englischen Soldaten mit Tabak ein. Im Spätsommer 1945 brachte man etliche tausend Rotarmisten, die in deutscher Kriegsgefangenschaft waren, nach Workuta. Diese russischen Gefangenen befanden sich in deutschen Lagern, die im Süden Europas (Frankreich, Italien) errichtet und von den Engländern „befreit“ und in die englischen Kolonien nach Afrika gebracht worden waren. Dort wurden sie in englische Soldatenuniform gekleidet und unter die Kommandos englischer Offiziere gestellt. Die russisch-englischen Truppenteile sollten als Schutz der englischen Kolonien dienen.

Aber als der Krieg zu Ende war, wurden diese ehemaligen russischen Gefangenen

in ihre Heimat deportiert. Als die Züge mit ihnen die Grenze Russlands erreicht hatten, wurden die Waggons verschlossen, Wachen herbei gestellt und geradewegs nach Workuta gebracht. Die Menschen wurden in Lagerbaracken einquartiert und den Häftlingen gleichgestellt. Die Beschuldigung lautete, dass man nicht wusste, wer sie waren. Denn nach Stalins Gebot konnte es keine russischen Gefangenen geben, nur Deserteure. Nach einem Jahr wurden die Menschen aus den Lagerzonen befreit, aber mit sieben Jahren Verbannung „beschenkt“. Erst 1954, nach dem Tod Stalins, wurden die „Afrikaner“, wie man sie im Volksmund nannte, ganz befreit.

Ich will da noch kurz einen traurigen Vorfall beschreiben, der mir mein ganzes Leben in Erinnerung blieb. Es war im Juni, also Frühjahr, 1946. Die Siedlung, in der ich wohnte, lag am Ufer eines kleinen Flüsschens namens Workuta. An dieser Stelle war das Flüsschen gestaut. Meine Siedlung hieß ja auch „am Staudamm“. Es war gerade Hochwasser und das Wasser floss hoch über den Staudamm. Eine Brücke über den Fluss zum anderen Stadtteil gab es noch nicht und die Fußgänger, die über den Fluss mussten, wurden auf kleinen Kähnen, die von einem einstigen Steuermann gesteuert wurden, über den Fluss gebracht. Rudern mussten die Passagiere selbst.

Eines schönen Tages sah ich durchs Fenster, dass sich am hohen Ufer bei der Siedlung Menschen versammelt hatten und alle zum Fluss schauten. Ich ging zu ihnen und sah folgendes schreckliches Bild. Ein Kahn, in dem sich 12 Personen (Männer, Knaben und Frauen, sogar eine Schwangere) befanden, war in Eisschollen fest geklemmt und trieb zum Wasserfall. Hunderte von Menschen standen am Ufer und keiner konnte den Unglücklichen helfen. Oh, das war ein schrecklicher Augenblick, als der Kahn auf dem Wasserfall hochstieg und dann mit den Menschen in die Tiefe fiel! Große Eisschollen fielen zugleich. Dann wurde der Kahn vom Strudel hoch geschmissen und vom Strom fort getragen. Man sah auch noch Menschen hochkommen und wieder untergehen, wie wenn in einem Wasserkessel Erbsen suden. Nur zwei junge, starke Männer hatten sich gerettet.

Etwa 500 Meter weiter war eine hölzerne Schmalgleiseisenbahnbrücke, an der gerade eine Brigade Arbeiter beschäftigt war. Diese hörten Hilferufe und fingen die Männer auf und brachten sie in ein Lazarett, wo sie ärztliche Hilfe bekamen. Tage- und nächtelang quälte mich das Erlebte. Oft noch erwachte ich von diesem schrecklichen Traum. Und als ich dann wach war, sinnete ich nach, wie man die Menschen hätte retten können.

In den Jahren 1946 und 1947 hatte sich das Leben der ehemaligen Trudarmisten sehr gebessert. Viele junge Männer bauten sich kleine hölzerne Wohnhäuser, oder bekamen Wohnungen in Hochhäusern zugeteilt. Verheiratete Männer ließen ihre Familien zu sich kommen, junge Leute heirateten. Der Arbeitslohn der Kumpels war ausreichend hoch. Waren konnte man in Workuta mehr kaufen als im Innenland. Die Lebensmittel waren besser denn je. Die meisten Nahrungsmittel wie Weizenmehl, Hefe, Zucker, Eipulver und viele Sorten Fleischkonserven wurden von den USA bereitgestellt. Aus dem Süden kamen Obstkonserven und Gemüse. Die ehemals Unterdrückten lebten auf. Und als nach Stalins Tod 1953 die Möglichkeit bestand, frei auszureisen, gab es nur



ganz wenige, die aus Workuta ausreisten.

Es gab auch andere Vorteile für die Arbeiter im hohen Norden, wie doppelter Urlaub - anstatt ein, zwei Monate pro Jahr -, Zuschlag zum Arbeitslohn und eine Verkürzung der Arbeitszeit bis zur Pensionierung. Die Arbeiter konnten einmal alle zwei Jahre unentgeltlich in dem Süden in Sanatorien und Kurorten weilen. Da sich die Deutschen als ehrliche, gute Arbeiter erwiesen, wurden sie auch in vielen Hinsichten bevorzugt.

In den letzten beiden Jahren, in denen ich noch in Workuta lebte, arbeitete ich als Arztgehilfe in einer kleinen Klinik. Ich beschäftigte mich viel mit Selbststudium. Von „afrikanischen“ Ärzten bekam ich Bücher der Medizin, das heißt medizinische und pharmakologische Lehrbücher in deutscher Sprache. Diese Bücher hatten ehemalige russische Gefangene aus Deutschland geschmuggelt und da sie Deutsch schlecht beherrschten, verschenkten und „verkauften“ sie mir diese Bücher. Ich hatte viel freie Zeit und ließ mir von Papa meine Farbkiste zuschicken und malte „Teppiche“ hinter die Betten. Das waren große Bilder auf Leinwand, die die weichen gestrickten Teppiche ersetzten. Und da ich immer schöne Bilder malte, war meine Arbeit gefordert.

In Workuta gab es ein Theater, dessen Truppe aus Häftlingen bestand. Die Truppe wurde morgens von Wachsoldaten gebracht und am Abend wieder fortgeführt. Unter ihnen befand sich ein Wolgadeutscher Mann, ein Bühnenmaler, mit dem ich noch an der Wolga bekannt war. Ich besuchte Jascha oft im Theater und durch ihn konnte ich Aufführungen kostenlos besuchen. Es wurden meistens Operetten vorgeführt. Die meisten Schauspieler waren bekannte Moskauer, die als politisch unzuverlässig von Stalin zu 10 Jahren Freiheitsentzug verurteilt wurden. Einige kamen nach Stalins Tod wieder an ihre Theater in Moskau. An einen erinnere ich mich noch, den Basssänger Deineko, ein Mann mit stämmiger Figur. Er erinnerte mich an Napoleon Bonaparte. Da war auch noch Rutkowski, der große Baritonist. Er sang 1936 noch das Lied „Schiroka Strana moja rodnaja“ vom Komponisten Dunajewski. Mit diesem Lied begann jeden Morgen die Radiosendung „Komintern“.

Es wäre ungerecht, wenn ich nichts von meinen guten Freunden Artur Töws, Gottlieb Biegler und David Kölln erwähnen würde. Ich brauchte mir keine Freunde zu suchen, die fanden sich von selbst. Mit David Kölln, den ich als Praktikanten 1938 bei der Kornernte kennen lernte, traf ich mich in Workuta 1943 bei der 2. Kohlengrube und wir blieben Freunde bis Ende 1947 als ich wegfuhr. Mit Gottlieb Biegler kam ich im Lager „am Staudamm“ zusammen. Wir wurden gute Arbeitskollegen. Gottlieb hatte einen interessanten Lebenslauf. Zurzeit wohnt er mit Frau, vier verheirateten Töchtern und vielen Enkeln in Baden-Württemberg. Ich besuchte ihn im Juli 1999 im Städtchen Oppenau in Schwarzwald. Das war eine schöne Begegnung mit guten Erinnerungen aus bösen Zeiten.

Artur Töws, ein talentierter Junge meines Alters, ist sozusagen mein Schicksalsbruder. Er war einst Lehrer, ein ausgezeichnete Aquarellist, der heiratete und in Workuta blieb. Im August 1947 bekam ich nach meinem Ersuchen die Erlaubnis, meine Eltern zu besuchen. Und am 1. September war ich schon zu Hause bei Vater und

Mutter im Dorf Asowo, dem kleinen Kreiszentrum unweit von Omsk. Die örtlichen Funktionäre hatten sich an die Leitung des Workutlagers gewandt und ihr die Notlage meiner Eltern dargestellt. Daraufhin wurde ich freigelassen, das heißt, ich wurde als Spezialaussiedler (oder Verbannter) unter die Aufsicht der Asower Kommandantur gestellt. Dennoch fühlte ich mich nach jahrelanger Beklemmung im Arbeitslager als freier Mensch, wenngleich ich kein Recht hatte, die Grenzen des kleinen Asower Kreises zu übertreten. Es begann für mich eine neue Lebensperiode mit all ihrer Pacht: eine Arbeitsstelle bekommen, eine Familie bilden - eben leben.

Im August 1969 fuhr ich zu Gast zu meinem Schwager Emil Kunst nach Workuta. Mein zweites Ziel war, einen Ausweis zu erhalten, der bescheinigte, dass ich vier Jahre Arbeitssoldat war. Dies war aber vergeblich. Aber was traf ich da an? Wo war die Barackenstadt mit ihren hohen Stacheldrahtzäunen? Anstatt der Holzbude war da ein großer heller Wartesaal. Vor dem Wartesaal befand sich eine Reihe Marschroute-Busse und Taxis. Es war eine moderne Stadt mit hohen Blockhäusern, asphaltierten Straßen und Grünanlagen.

Mir schien es, als sei ich in eine Märchenstadt gekommen. Als ich im Zentrum aus dem Bus ausgestiegen war, ging ich erst lange auf den Straßen umher und bewunderte die schönen Bauten des Theaters, der Universität und der Schulen. Unversehens kam ich auf den Marktplatz. Den erkannte ich wieder, trotz der vielen Veränderungen. Ich erinnerte mich an einen Vorfall aus der Zeit, da ich noch Trudarmist war. Ich hatte mit Malen etwas Geld verdient und wollte mir auf dem Markt Fettstoff kaufen. Damals hatte ich eine Frau ausrufen gehört: „Schmalz, wer braucht Schmalz?“ Ich hatte mich ihr zugewandt und in ihren Händen eine Halblitterglasflasche mit ausgebratenem Speck gesehen. Durch das Glas hatten braune Griebchen geschimmert und es hatte so lieblich nach frischem Griebenfett gerochen.

„150 Rubel.“

„Zu teuer!"

Ich ging weiter. Auf einmal war sie wieder vor mir. Ich nahm die Flasche endlich für 100 Rubel und ging zufrieden nach Hause. Als ich an einem Graben vorbeiging, kam mir überraschend der Gedanke in den Kopf: „Du musst das Glas gut untersuchen!" Oh großer Himmel! Die Frau hatte mich gut daran gekriegt. Ich hatte Paraffin gekauft. Ich schmiss das Glas in den Graben, dankte der Frau für die Lehre und ging meines Weges.

Als ich so auf der Straße weiterging und das neue Workuta mit dem alten verglich, stieß ich mit meinem Schwager Emil und seiner Frau Lydia zusammen. Oh Zufall, oh Freude! Eine Woche blieb ich in Workuta. Schnell suchte ich meinen guten alten Freund David Kölln auf. Er hatte zu dieser Zeit schon drei erwachsene Kinder. Die älteste Tochter war Lehrerin, der Sohn war gerade im Militärdienst.

In Workuta lebten noch vier ehemalige „Soldatenkameraden". Wir suchten sie per Telefon auf und luden sie zu einem Abend ein. Und wirklich, alle stellten sich zur abgesprochenen Zeit ein und wir verbrachten einen schönen Abend. Am Ende dankten mir die Männer für die schöne Begegnung. Sie meinten, sie wohnten schon viele Jahre in der kleinen Stadt und trafen sich manchmal auf der Straße. „Wir sind dir dankbar, dass du uns endlich mal zusammen gebracht hast."

In Workuta lebte noch ein für mich interessanter Mann, mein ehemaliger Natschalnik (Chef), der Ingenieur Rudolf Böhm aus Saratow. Er war ein Bildjunge. Es waren schon 22 Jahre vergangen, aber wenn er mir heute auf der Straße begegnen würde, würde ich ihn noch erkennen. Durch das Adressbüro erhielt ich seine Anschrift. Ich rief ihn an und wir bekamen eine Einladung. David und ich wurden von Rudolf und seiner Frau Galina höflichst empfangen. Sie hatten eine prächtige Wohnung. Ich erkannte auch sogleich seine Frau Galina. Aus dem schönen, schlanken Mädchen, das nach dem Krieg zusammen mit ihrer Mutter zu ihrem Vater, dem ehemaligen politischen Häftling, auf immer nach Workuta gekommen war, war die edle Frau Böhm geworden. Wir wurden zur Tafel eingeladen, die schon im Saal bereit stand. Es begann eine mehrstündige lebendige Unterhaltung. Bei dieser Unterhaltung lernte ich von Rudolf ein gutes Taktgefühl. Ich merkte, dass der Gastgeber dem Erzähler viel Aufmerksamkeit schenkte und anderen niemals ins Wort fiel. Wenn er selbst sprach und von anderen unterbrochen wurde, schwieg er sofort und wurde ganz Ohr.

Mein eigentliches Ziel, einen Ausweis zu bekommen, erreichte ich nicht, aber ich verließ Workuta ohne Reue. Ich hatte mein Gemüt mit einer Menge "Rohstoff" beladen. Noch lange danach bearbeitete mein unruhiges Gehirn das neu Erlebte. Noch lange klangen in mir die Eindrücke nach.

**Artur Stab, Asowo, im März 2004**